1,50 DM / Band 125
Schweiz Fr 1.70 / Österr. S 12.-

Neuer Roman

BASTEI

GEISTERJÄGER

JOHN SINCLAIR

Die große Gruselserie von Jason Dark



Der Leichenbrunnen

Belgien F 28 / Frankreich F 3,80 / Italien L 750 / Luxemburg F 27 / Niederlande f 1,75 / Schweden kr 4,50 i.m. / Spanien P 65



Der Leichenbrunnen

John Sinclair Nr. 125

von Jason Dark

erschienen am 25.11.1980

Titelbild von Vicente Ballestar

Sinclair Crew

Der Leichenbrunnen

Die schwarze Cora hatte Angst – Todesangst!

Den Häschern des Grafen war sie entkommen, doch nun stand er vor ihr, der Mann, den alle fürchteten.

Baxman, das Ungeheuer.

Der Herr über den Leichenbrunnen. Sein Gesicht war eine von unzähligen Pusteln bedeckte Fratze.

Sein muskulöser Körper steckte in Lumpen. Um die Hüfte hatte er sich ein Tierfell geschlungen, und mit beiden Händen hielt er sein Mordinstrument umklammert, für das er berüchtigt war.

Die Axt!

»Habe ich dich, du schwarze Hexe«, keuchte er und stierte die schöne Cora an.

Ja, sie war wirklich ein hübsches Mädchen. Schwarz wie das Gefieder eines Raben war ihr Haar. Die Figur biegsam und schlank, die Brüste fest, aber nicht zu groß, und die Haut immer leicht gebräunt.

»Du wirst im Leichenbrunnen verrecken!« keuchte Baxman. »So wie die anderen. Ob Mann oder Frau, das ist mir egal. Sterben werdet ihr. Alle. Wer zu Baxman kommt, der ist verloren. Der Teufel freut sich schon auf deine Seele.« Er kicherte hohl.

Cora wich zurück. »Gnade«, flehte sie. »Habt Erbarmen, Herr. Ich bitte Euch…«

Baxman schüttelte den Kopf. »Nichts da. Der Teufel braucht wieder Nachschub und mein Brunnen auch!«

Mit einem gewaltigen Sprung war er bei ihr.

Cora wich zurück. Sie kam nicht weit. Schon nach einem Schritt stieß sie gegen die Brunnenmauer.

Und dann blitzte die Axt.

Mit beiden Händen hielt Baxman sie umklammert. Er schlug zu wie ein Wahnsinniger und schrie dabei mit sich überschlagender Stimme.

Als er aufhörte, keuchte er laut. Dann packte er den reglosen Körper und warf ihn in den Leichenbrunnen, wo auch schon die anderen lagen…

***

Baxman ging zurück in seine Hütte. Er lachte und kicherte. Sie sollten nur kommen. Alle sollten kommen. Er würde es ihnen zeigen.

Den Häschern des Grafen ebenso wie den Popen und Bauern. Er, Baxman, war unbesiegbar.

Hart warf er die Holztür ins Schloß. Die Axt stellte er in ein Gefäß mit Wasser, damit sie gereinigt wurde. Die Blutspritzer auf seiner Kleidung störten ihn nicht weiter.

Er schob den Vorhang zur Seite und betrat den einzigen Raum.

Dort befanden sich der alte Tisch, die aus den rohen Balken zusammengezimmerte Bank und das Schlaflager. Letzteres bestand nur aus Fellen, die Baxman übereinandergelegt hatte. Mittlerweile stanken sie schon.

Aus dem Regal holte er die Flasche. Den Alkohol brannte er meistens selbst. Ein paar volle Flaschen existierten noch. Eine nahm er sich vor.

Nach jedem Mord machte er das so. Dann soff er eine Flasche bis zum Grund leer, und der scharfe Schnaps warf ihn nicht einmal um. Er machte ihn nur träge und verdrängte die manchmal trüben Gedanken.

Den Korken zog er mit den Zähnen heraus und spie ihn kurzerhand auf den schmutzigen Boden. Dann hob er die Flasche an, setzte die Öffnung an die Lippen und trank.

Das scharfe Zeug rann durch seine Kehle.

Anschließend rülpste er satt und ließ seinen Oberkörper nach vorn auf die Tischplatte fallen. Die Flasche war nur noch halbvoll.

Er war auf einmal müde und wollte nur schlafen. Dieses verdammte Leben machte so müde, er hatte überhaupt keine Lust mehr. Wie von selbst fielen ihm die Augen zu.

Sekunden später war er fest eingeschlafen.

Die Zeit verging. Draußen wurde es dunkel. Wind kam auf, fuhr über die alte Brunnenwinde und ließ sie knarren. Der Ledereimer schwankte hin und her. Das Blut der Toten war längst im Boden vertrocknet. Nichts mehr wies auf den grausigen Mord hin.

Es wurde immer dunkler. In den tiefen Wäldern der Grafschaft lastete das Schweigen. Die Luft kühlte ab. Von den kleinen Bächen stiegen Nebelschwaden auf. Hin und wieder raschelte es im Unterholz, wenn die Tiere der Nacht auf Beutesuche gingen.

Aber es waren auch ein paar Männer aus dem nahegelegenen Dorf unterwegs, unter ihnen ein Pfarrer. Sie hatten sich endlich entschlossen, dem Treiben des Mörders ein Ende zu setzen. Lange genug hatte es gedauert, bis sie sich aufmachten, um Baxman endlich zu stellen.

Den Pfarrer hatten sie mitgenommen, weil der Mörder angeblich mit dem Teufel im Bunde stand. Das Kreuz sollte mithelfen, ihn zu vernichten.

Auf verschlungenen Pfaden näherten sich vier Männer der Hütte, die weitab der Überlandstraßen lag. Baxman lebte dort als gefährlicher Einsiedler, der seinen Lebensunterhalt mit dem Verkauf von Holzkohle verdiente.

Für das Geld besorgte er sich dann Schnaps und Brot.

Die Männer sprachen kein Wort. Jeder wußte um seine Aufgabe.

Sie wollten einen Mord begehen, doch sie waren sicher, daß dies kein normaler Mord war, sondern eine Bestrafung. Zuviel hatte Baxman bereits auf dem Gewissen.

Wie oft waren Menschen aus der unmittelbaren Umgebung verschwunden. Es machte das Gerücht die Runde, daß diese Opfer tief im Leichenbrunnen lagen, der längst kein Wasser mehr führte.

Und wenn, dann war es vergiftet.

Die Hütte lag auf einer Lichtung. Nicht weit entfernt wand sich ein schmaler Pfad durch den Wald. Auf diesen trafen die vier Männer mit dem Pfarrer an der Spitze.

Von ihrem Standpunkt aus konnten sie bei Tageslicht die Hütte schon sehen, doch jetzt war es dunkel.

Der Einsiedler liebte die Finsternis, kein Licht schimmerte, hinter den Fensterlöchern war es dunkel.

»Ob er schläft?« wisperte der jüngste Mann. Er war gerade 20

geworden und hatte seine Freundin auf rätselhafte Art und Weise verloren. Man nahm an, daß sie im Leichenbrunnen lag.

Deshalb steckte der junge Mann voller Rachegedanken. Er wollte diesen Baxman tot sehen.

Die vier Männer wurden jetzt noch vorsichtiger. Bevor sie einen Schritt machten, suchten sie den Boden ab. Wenn irgendwelche Hindernisse dort lagen, räumten sie sie aus dem Weg.

Das hohe Gras knickte unter ihren Schuhen. Es war feucht, denn ganz in der Nähe befand sich ein Sumpfgebiet, dessen Ausläufer bis zum Wald reichten.

Sie näherten sich der Hütte von der Rückseite. Als sie aus dem Wald traten, flatterte ein Uhu hoch. Sie hatten ihn durch ihre Bewegungen aufgeschreckt.

Der Jüngste hatte jetzt die Spitze übernommen. Er konnte es kaum erwarten, bis er dem Feind gegenüberstand. Lionel Finch spürte einen unsagbaren Haß in sich. Am liebsten hätte er sich auf den Köhler gestürzt und ihn getötet, aber er wußte auch, daß unüberlegtes Handeln lebensgefährlich sein konnte, deshalb hielt er sich zurück und blieb bei den anderen.

Schon sahen sie die Umrisse des windschiefen Baus. Da war aber auch nichts gerade. Selbst das Dach kippte nach einer Seite weg, ebenso der Schornstein. Er ragte wie ein abgebrochener Zeigefinger aus den bemoosten Schindeln.

Die letzten Yards war Finch nicht zu halten. Geduckt stürmte er vor und ging unterhalb des schmalen Rückseitenfensters in die Knie.

Die anderen warteten noch, sie ließen Finch gewähren.

Der junge Mann nahm seine Mütze ab. Das hellblonde Haar leuchtete. Vorsichtig bewegte sich Lionel Finch höher. Mit einem Auge schielte er über die nur noch zur Hälfte vorhandene Fensterbank in das Innere der Hütte.

Sehen konnte er nichts. Die Scheibe war zu schmutzig. Auch als er mit der Hand darüberwischte, wurde es nicht besser. Der Dreck klebte von innen.

Lionel winkte den anderen.

Sie huschten herbei und gingen neben ihm in die Knie.

»Ist er da?« wisperte der Pfarrer.

Lionel Finch hob die Schultern. »Ich hoffe es.«

»Was heißt das?« fragte ein dunkelhaariger stämmiger Mann, der zwei große Messer trug.

»Ich kann nichts sehen.«

»Dann stürmen wir doch diese verdammte Hütte«, schlug der Stämmige vor, und die anderen nickten beifällig.

Sie überprüften ihre Waffen. Messer, Schwerter, Säbel und ein Schädelbrecher – das mußte reichen. Zudem besaß der Pfarrer noch

das goldene Kreuz.

»Packen wir diesen Galgenstrick!« sagte der Stämmige und marschierte los.

Lionel Finch beeilte sich, an seine Seite zu kommen. Er wollte keine Sekunde versäumen. Der Mörder sollte endlich bestraft werden.

Die Tür war verschlossen, bildete trotzdem kein Hindernis für die Männer, denn mit zwei wuchtigen Tritten wurde sie eingetreten. Die Tür flog dabei aus den Angeln und krachte zu Boden, wo der Staub als eine dichte Wolke hochwallte.

Lionel riß den Vorhang zur Seite, dann stürmten die Männer in den Wohn- und Schlafraum der Hütte.

Baxman schlief.

Die Flasche hatte er im Schlaf umgestoßen. Sie lag auf dem Tisch.

Der Rest des scharfen Alkohols war ausgelaufen und bildete auf dem Boden eine Lache.

Eigentlich hätte der Kerl aufwachen müssen, doch das Krachen der Tür störte ihn nicht.

Der Stämmige griff zur Radikalmethode. Seine Finger wühlten sich in Baxmans schmutziges Haar und rissen den Kopf zurück. Mit einem schnellen Griff zog der Mann sein Messer und setzte dem Schlafenden die kalte Klinge gegen die Kehle.

Das half.

Baxmann wurde wach.

Verwirrt schlug er die Augen auf, sah die Männer, die ihn eingekreist hatten, und zuckte zusammen, als er auf die blanke Klinge des Messers starrte.

»Beweg dich nicht, du Hundesohn!« zischte der Stämmige, »sonst töten wir dich sofort.«

Baxman saß still. Er hatte seine schwieligen Hände flach auf die rauhe Tischplatte gelegt. Er atmete nur durch die Nase, die Augen waren verdreht.

Schweigen lastete über dem Raum. Der Pfarrer trat etwas zur Seite, damit Baxman auch das goldene Kreuz sehen konnte, doch er zeigte keine Reaktion.

Schließlich fragte er: »Was… was wollt ihr von mir?«

»Kannst du dir das nicht denken?« schrie Lionel Finch ihn an.

»Du verfluchter…«

»Hör auf«, sagte der Pfarrer. »Versündige dich nicht durch dein Fluchen.«

Als nächster sprach der Stämmige. »Du hast getötet, Baxman. Nicht nur einen Menschen, sondern mehrere. Du hast sie ermordet und in deinen Brunnen geworfen. Stimmt es?«

»Nein!« keuchte Baxman. »Ihr irrt euch. Ich habe nichts dergleichen getan. Ich schwöre…«

»Bei wem schwörst du? Bei Gott oder beim Teufel?« rief der Pfarrer schneidend.

Baxman verstummte.

»Sag es!« zischte Finch. »Raus damit!«

»Beim…« Baxman holte tief Luft. »Ich schwöre beim … Teufel!«

Nach seinen Worten war es still. Aber nur wenige Herzschläge lang. Dann schrie Lionel Finch auf. »Da seht ihr es. Er hat beim Teufel geschworen, er ist ein Diener des Satans!« Er schaute den Pfarrer an. »Was sagen Sie dazu?«

Der Pfarrer nickte bedächtig.

»Dafür gibt es nur eine Strafe«, fuhr Lionel fort. »Den Tod!«

»Aber ich habe nicht gemordet!« kreischte Baxman. »Ich habe nichts getan!«

»Und woher stammt das Blut an deinen Händen?« erkundigte sich der Pfarrer leise.

Baxman rollte mit den Augen und schaute auf seine Finger. »Ich weiß es nicht…«

Der Stämmige nahm das Messer von der Kehle weg und drehte die Klinge, so daß die Spitze auf Baxmans Gesicht wies. »Weißt du es wirklich nicht?«

»Ja, ja, jetzt fällt es mir wieder ein.«

»Und?«

»Ich habe einen Hasen geschlachtet.«

Die vier Männer lachten, was bewies, daß sie dem Kerl kein Wort glaubten.

»Nein!« knirschte der Pfarrer. »Das ist Menschenblut. Und Gott wird dich strafen!«

Der Stämmige griff ein. Mit der freien Hand packte er Baxmans Schulter und schleuderte den Mann vom Stuhl. Schwer fiel er zu Boden.

»Komm hoch!«

Baxman gehorchte.

Wankend blieb er stehen. Sein Blick glitt von einem zum anderen.

Angst flackerte in seinen Augen. Er merkte, daß er von den vier Häschern keine Gnade zu erwarten hatte.

Aber hatte er Gnade gekannt?

Nein! Und deshalb würde er seine Strafe bekommen. Die Gesetze in dieser Zeit waren hart, sehr hart sogar.

»Geh raus!«

Baxman dreht sich. Zwei Männer traten zur Seite, damit er eine Lücke fand und zur Tür gehen konnte. Er schritt hindurch, und die Verfolger blieben dicht hinter ihm, wobei Baxman hin und wieder die Messerspitze im Rücken spürte.

Er hatte gewußt, daß es einmal so kommen würde. Lange genug

hatten die anderen seinem Treiben zugesehen. Jetzt kam es darauf an, wie der Satan reagierte. Ob er seine Opfer angenommen hatte und ihn belohnen würde.

Wenn er ganz genau darüber nachdachte, so hatte er vor dem Tod keine große Angst – er war nur neugierig, ob der Plan nun endlich aufging oder nicht.

Vor dem Brunnen mußte er stehenbleiben.

»Dreh dich!« befahl der Stämmige.

Baxman gehorchte.

Wie eine Wand standen sie vor ihm. Die drei Dörfler und der Priester. Letzterer hielt das goldene Kreuz, es stammte noch aus der Hochblüte des Rittertums, die bereits einige hundert Jahre zurücklag.

Baxman senkte den Blick. Er wollte das Kreuz nicht ansehen, es bereitete ihm Unbehagen.

»Hast du noch einen Wunsch?« fragte der Priester.

»Ja.«

»Dann rede!«

»Ich hoffe, daß der Teufel mich und meine Seele annimmt. Wenn er es tut, wird irgendwann die Zeit kommen, wo eure Nachfahren das bereuen, was ihr verschuldet habt.«

»Er redet Unsinn!« zischte Lionel Finch und zog sein Schwert.

Der Pfarrer nickte.

Die Männer stießen zu. Auf dieses Zeichen hatten sie nur gewartet. Weit riß Baxman die Augen auf, ein Blutfaden rann aus seinem rechten Mundwinkel, dann brach er zusammen.

Tot…

»Gott verzeih uns«, flüsterte der Pfarrer und wandte sich ab.

Die übrigen drei Männer hievten die Leiche hoch und kippten sie in den Brunnen.

Dann geschah etwas Schreckliches.

Der Tote hatte den Grund noch nicht erreicht, als ein markerschütternder Schrei aufklang.

Er drang aus dem Brunnen und fegte ein hohles Echo aus der Öffnung.

Die Männer sprangen zurück.

»Aber er war doch tot«, flüsterte der Stämmige.

Die anderen nickten, und Lionel Finch sagte: »Lieber Gott, was haben wir getan…?«

***

Diese Tat geschah im Jahre 1651, zwei Jahre nach Beendigung des zweiten Englischen Bürgerkrieges und der Enthauptung König Karls I. zu Whitehall. Von Baxman hörte man nie wieder etwas.

Doch über 300 Jahre später lüftete der Leichenbrunnen sein

grauenvolles Geheimnis…

***

Die Wände waren lindgrün tapeziert, die Sitzmöbel bestanden aus Holz und beigefarbenem Leder, das ausgezeichnet mit dem Teppich harmonierte.

Das Zimmer wirkte beruhigend.

Und das sollte es auch, denn es war der Warteraum eines Psychiaters.

Und ich saß als einziger Gast darin.

Gast, wohlgemerkt, nicht Patient. So weit war es noch nicht.

Ich mußte Dr. Stradford dienstlich besuchen. Er hatte beim Yard angerufen, denn es ging um eine Patientin, mit der er nicht klarkam. Mein Chef, Sir James Powell, hatte mich auf die Reise geschickt, weil der Psychologe sich mit ihm in Verbindung gesetzt hatte.

»Hören Sie sich den Fall mal an«, sagte er. »Vielleicht entwickelt sich daraus etwas.«

»Kennen Sie denn diesen Dr. Stradford?«

»Ja, aus dem Club.«

Ich zog ein langes Gesicht.

Mein Chef wußte Bescheid. »Wenn ich einen Gentleman aus dem Club kenne, lege ich meine Hand dafür ins Feuer. Das sollten Sie sich merken, John.«

»Habe ich was gesagt?«

»Nein, aber gedacht.«

Ich grinste. »Die Gedanken sind frei.«

Sir James trank hastig einen Schluck kohlensäurefreies Wasser.

»Verschwinden Sie jetzt, Dr. Stradford wartet. Und benehmen Sie sich! Der Arzt ist ein Gentleman.«

»Ich nicht?«

»Nur manchmal.«

Hin und wieder brauchte ich die Flachserei mit meinem Chef.

Jetzt allerdings wurde ich ein wenig sauer. Der Gentleman ließ mich nämlich ziemlich lange warten. Die Illustrierten gefielen mir nicht, es stand sowieso nur immer das gleiche drin.

Ich schaute auf die Uhr. Verdammt, wenn der Knabe nicht bald anrauschte, würde ich verschwinden, denn es ging stramm auf den Feierabend zu, und in den letzten Wochen hatte ich genug Überstunden gemacht.

Da endlich wurde die Tür zum Sprechzimmer aufgestoßen. Nicht der Doktor erschien, sondern dessen Sprechstundenhilfe. Ich hatte Mühe, einen Pfiff zu unterdrücken. Die Kleine konnte durchaus mit Glenda Perkins oder Jane Collins konkurrieren. Nur daß ihre Haare rotblond waren, und für meinen Geschmack hatte sie ein wenig zu viel Schminke im Gesicht.

»Dr. Stradford läßt bitten.«

»Das wurde auch langsam Zeit«, sagte ich und stand auf.

Die Rotblonde schaute mich an, als hätte ich ihr einen unsittlichen Antrag gemacht. So etwas von Respektlosigkeit war sie wohl nicht gewohnt.

»Nimm es nicht tragisch, Mädchen«, sagte ich, als ich an ihr vorbeiging.

Nach diesem Auftritt hatte ich mir in Dr. Stradford einen blasierten Mode-Psychologen vorgestellt. Das Gegenteil war der Fall.

Ich sah mich einem etwa 60jährigen Mann mit grauen dünnen Haaren gegenüber, der ein rundes Gesicht mit rosigen Wangen hatte und mich aus blauen Augen anstrahlte.

»Ich freue mich, daß Sie gekommen sind, Mr. Sinclair. Ihr Chef hat mir schon eine Menge über Sie erzählt. Nur Positives.«

»Davon stimmt die Hälfte nicht.« Ich schloß die Tür. Mein Zorn war schon wieder verraucht.

»Entschuldigen Sie, Mr. Sinclair, daß ich Sie habe warten lassen, es ist sonst nicht meine Art, aber ich war mit der Patientin noch nicht ganz fertig. Ich habe sie in eine tiefe Hypnose versetzt.« Er deutete auf eine schallisolierte Tür. »Dahinter liegt sie in meinem Behandlungszimmer.«

»Was ist sie für ein Mensch?« fragte ich.

»Cora Bendix?«

»So heißt sie?«

»Ja. Wie soll ich sagen? Cora ist 22 Jahre alt und eigentlich völlig normal. Als sie zu mir kam, erzählte sie mir von ihren Alpträumen, die sie quälten. Und durch all diese Träume geisterte ein Brunnen, in dem Leichen liegen sollen.«

»Hat sie gesagt, wo der Brunnen zu finden ist?«

»Nein.«

»Was sagte sie noch?«

»Daß dort Leichen herumliegen würden, die sich manchmal bewegen.«

»Mit anderen Worten: die Leichen leben.«

»Genau, Mr. Sinclair.«

Ich knetete mein Kinn und schaute den Psychologen schräg von der Seite her an. »Und was sagen Sie als Fachmann zu den Träumen dieser Cora Bendix?«

»Sie muß irgendein Erlebnis gehabt haben, über das sie nicht hinwegkommt.«

»Kann man das nicht herausfinden?«

»Doch, aber bis jetzt hat es nichts genützt. Ich habe sie in Tiefenhypnose versetzt und bin leider nur bis zur Geburt gekommen.«

Hoppla, jetzt wurde es interessant. »Heißt das, Doc, daß Sie jetzt

weitergehen wollen?«
»Ja, Mr. Sinclair. Und deshalb möchte ich Sie dabeihaben. Ich gehe von folgender Voraussetzung aus: Wenn Cora Bendix in ihrem Leben ein so tiefgreifendes Erlebnis gehabt hat, daß es sich in den Alpträumen wiederholt und sie aber nicht weiß, wann dies geschehen ist, dann gehe ich davon aus, daß Cora schon einmal gelebt hat.«
Jetzt war es heraus, und mir, dem abgebrühten Geisterjäger, lief eine Gänsehaut über den Rücken.
Ich hatte schon über Experimente dieser Art gehört. Es stand genug davon in den Zeitungen, aber daß ich selbst so etwas erleben sollte, daran habe ich nie gedacht.
Ich war gespannt wie eine Primanerin vor dem ersten Date.
»Möchten Sie zuvor noch einen Schluck Kaffee?« erkundigte sich Dr. Stradford höflich.
»Nein, danke, ich habe meinen Kaffee im Büro bekommen. Und der ist wirklich ausgezeichnet.«
»Gut, dann schicke ich meine Mitarbeiterin weg.« Er verließ den Raum.
Ich konnte es noch immer nicht fassen. Diese Tiefenhypnose, das Zurückerinnern an ein anderes Leben mußte immens interessant und aufregend sein.
Zum erstenmal erlebte ich es live.
Dr. Stradford kam zurück. Seine Brille war ihm über den Nasenrücken nach vorn gerutscht, und er schielte mich über den Rand hinweg an. »Sie sind nervös, Mr. Sinclair.«
»Ist das ein Wunder?«
»Nein, wirklich nicht. Kommen Sie.« Er führte mich auf die Doppeltür zu, die er behutsam öffnete.
Wir betraten einen abgedunkelten Raum. In der Mitte stand auf einem runden schwarzen Teppich eine Liege. Auf ihr lag Cora Bendix in tiefer Hypnose.
Die Augen hielt sie geschlossen, die Hände lagen links und rechts neben ihrem Körper, ihre Arme wirkten entspannt. Ich sah noch zwei Sessel und einen kleinen Tisch, auf dem ein Bandgerät nebst Mikrofon stand, das die Gespräche aufzeichnete.
Dr. Stradford schaute mich an. »Ich glaube, die ersten Gespräche können wir uns sparen, oder?«
Ich war einverstanden.
Der Arzt hatte noch etwas auf dem Herzen. »Sie wissen, daß alles, was Sie jetzt hören, streng vertraulich ist.«
»Sie können sich auf mich verlassen.«
»Danke.« Der Arzt deutete auf einen Sessel. »Bitte, nehmen Sie Platz.« Er setzte sich ebenfalls, aber näher an die Liege heran.
Ich konnte von meinem Platz aus die Patientin genau sehen. Cora

Bendix war eine hübsche junge Frau.

Sie hatte ein feingeschnittenes ebenmäßiges Gesicht, hochstehende Wangenknochen und vielleicht einen etwas zu großen Mund. Ihre Haare waren kurz geschnitten, aber so locker frisiert, daß sie eine duftige Haube auf dem Kopf bildeten.

»Würden Sie bitte das Band einschalten?« bat mich Dr. Stradford.

»Natürlich.« Ich drückte auf die Taste. Langsam drehten sich die beiden Spulen.

Dr. Stradford beugte sich vor. »Cora! Cora Bendix, verstehen Sie mich?«

»Ja.« Die Antwort kam leise.

»Erinnern Sie sich noch an unser letztes Gespräch, Cora?«

»Ja.«

»Ich fasse noch einmal zusammen.« Der Doc machte es geschickt.

Er begann in der Gegenwart und ging langsam hinüber in die Vergangenheit, erreichte das Teenageralter, dann die Pubertätszeit, die Kinderzeit, das Babyalter und dann…

Mir stand plötzlich der Schweiß auf der Stirn, als der Psychologe sagte: »Sie befinden sich jetzt im Mutterleib, Cora. Wie fühlen Sie sich?«

Sie öffnete den Mund.

Und dann erschrak ich bis ins Mark.

Aus dem Mund der Frau drangen helle Töne. Babykreischen, ein Wimmern, wie es Kleinkinder von sich geben, das aber schnell verstummte. Dann sprach die Frau mit flüsternder Stimme weiter.

»Es ist so wahnsinnig dunkel. Wie in einer Höhle. Ich kann nichts sehen, ich bewege mich, ich will raus aber ich kann nicht.«

»Weiter, Cora, weiter!« forderte der Arzt. »Du mußt reden. Sprich, Cora.«

»Ich… ich kann nicht. Es ist so dunkel, so still …«

»Was passiert denn jetzt?« fragte ich den Psychologen.

Er hob die Hand. Ein Zeichen, daß ich still sein sollte. Nach einer Weile meinte er: »Wir überspringen jetzt Jahre und gehen zurück in die Vergangenheit.« Er senkte seine Stimme noch mehr. »Auch dieses ist für mich neu. Ich habe den Versuch noch nicht unternommen. Er kann klappen, wollen wir hoffen, daß sie sich an dieses geheimnisvolle Angsterlebnis erinnert.«

Ich nickte. Sprechen konnte ich nicht. Meine Kehle war irgendwie trocken und wie zugeschnürt.

Der Psychologe wandte sich wieder seiner Patientin zu. »Cora, Cora, hörst du?«

Er bekam keine Antwort. Nur die schweren Atemzüge waren zu hören.

»Cora!«

»Hmmm…« Der Laut klang wie das Brummen eines Schläfers, wenn er gestört wurde.

»Du hörst jetzt nur meine Stimme. Nichts anderes. Verstehst du?«

Wieder der Ton.

Dr. Stradford schaute mich an und nickte mir zu. Dieses Brummen hatte er wohl als ein positives Zeichen gewertet. »Weiter, Cora, wir gehen noch weiter zurück in die Vergangenheit. Alles ist so dunkel, so anders. Da ist die Leere, die Schwärze, in die deine Seele hineingetaucht ist. Sie wandert und ist durch die Unendlichkeit auf der Suche nach einem neuen Körper. Hörst du mich noch, Cora?«

»Ja…« Ein Hauch war die Antwort. Mehr nicht.

»Wir gehen weiter zurück, noch weiter und immer weiter.« Die Stimme des Psychologen wurde monoton. Fast hätte sie auch mich eingelullt. Angespannt hockte ich im Sessel, lauschte und beobachtete das Medium.

»Kannst du was erkennen, Cora?«

Kopfschütteln.

»Gut, dann machen wir jetzt einen großen Schritt. Wir werden ein Jahrhundert überspringen. Wir sind jetzt im 18. Jahrhundert. Kriege toben, die Französische Revolution, Napoleon wird geboren, der Freiheitskrieg der amerikanischen Kolonien – und du? Merkst du etwas?«

Gespannt wartete ich auf die Antwort. Sie kam nicht.

Dr. Stradford atmete tief ein. Dann wischte er sich über die Stirn, auf der der Schweiß lag. »Da ist noch nichts. Wir müssen noch weiter in die Vergangenheit.«

»Klappt das denn?« fragte ich.

»Ich hoffe es.«

Der Psychologe wandte sich wieder dem Medium zu. »Noch immer herrscht das Dunkel, und du siehst nichts. Denke zurück, tiefer hinein in dieses Dunkel, noch ein Jahrhundert weiter. Da tobte in England der Krieg gegen den König und William Laud, den Erzbischof von Canterbury…«

Plötzlich veränderte sich das Gesicht der Patientin. Es lief rot an.

Cora bäumte sich auf.

Und sie sprach.

Aber mit einer fremden Stimme. Und in einem alten Englisch, das kaum zu verstehen war.

»Ja, ich bin da. Ich bin die schwarze Cora, ein hübsches Mädchen.« Sie lachte kieksend. »Manche meinen, daß ich zu hübsch wäre. Ich verdrehe nämlich den Männern die Köpfe, und auf dem Tanzboden bleibe ich nie sitzen. Aber ich habe noch meine Unschuld, verwahre sie für den Liebsten auf…« Wieder lachte sie.

»Cora?«

»Ja?«
»Wie alt bist du denn jetzt?«
»Oh, das weiß ich nicht. Ich kann die Jahre nicht zählen. Bei uns gibt es keine Schule.«
»Wo wohnt ihr denn?«
»In einem schönen Dorf. Nahe am Wald.«
»Weißt du, wie das Dorf heißt?«
»Dorf…«
»Hat es keinen Namen?«
Cora wurde wütend. »Den habe ich schon genannt. Laßt mich endlich in Ruhe. Ich will wieder tanzen. Ich habe ja gearbeitet.«
»Wo hast du gearbeitet?«
»Auf den Feldern. In der heißen Sonne.«
»Und du heißt Cora?«
»Ja, das weißt du doch.«
»Sicher. Entschuldige.« Dr. Stradford schaute mich an. »Eine verrückte, zufällige Namensgleichheit.«
Ich nickte nur.
»Weiter, Cora«, sprach der Arzt. »Wer ist denn dein Herr? Für wen arbeitest du?«
»Oh, für den Grafen.« Jetzt lächelte sie, hob die Arme an und bewegte alle zehn Finger. »Er besitzt ein prächtiges Schloß. Er ist auch immer hinter den Mädchen her. Nur mich, mich hat er nicht bekommen. Noch nicht, aber ich soll zu ihm.«
»Gehst du hin?«
»Ich will nicht.«
»Oder fährst du mit dem Auto.«
»Auto? Was ist das, Auto?«
Der Arzt wandte sich an mich. »War nur ein Test. Sie spielt uns nichts vor.« Er kümmerte sich wieder um das Mädchen. »Wann sollst du zum Grafen kommen?«
»Morgen.«
»Aber du willst nicht?«
»Habe ich doch schon gesagt. Ich verstecke mich einfach.«
»Wo?«
»Oh, der Wald ist groß.«
»Ist er nicht auch gefährlich?« fragte der Arzt.
»Ja, das ist er.«
»Und du hast keine Angst?«
Mit der nächsten Antwort ließ sich Cora Zeit. »Doch«, sagte sie, »ein wenig schon.«
»Wovor fürchtest du dich denn?«
»Ich… ich möchte es nicht sagen.«
»Aber mir, Cora. Du kannst doch Vertrauen zu mir haben. Wirklich,

rede. Wovor hast du Angst.«

»Da… da ist etwas im Wald.«

Ich horchte auf. Jetzt schienen wir der Sache langsam näher zu kommen. Sollten die Alpträume der jungen Frau doch einen realen, erlebten Hintergrund haben?

Auch Dr. Stradford war unruhig geworden. Er rutschte auf seinem Sessel hin und her und überlegte sorgfältig die nächsten Worte, bevor er weitersprach.

»Du bist also in den Wald hineingelaufen, Cora? Ist das richtig?«

»Ja. Ich wollte mich verstecken. Die schwarze Cora soll keiner kriegen, auch nicht der Gnädige Herr. Ich gebe mich nur meinem Liebsten hin.«

»Wartet er im Wald auf dich?«

»Nein, Lionel ist bei den Holzfällern am Sumpf. Das ist woanders.«

»Einen Sumpf gibt es auch.«

»Ja, einen großen sogar.«

»Da bist du aber nicht hineingelaufen?«

»Nein, ich habe mich direkt im Wald versteckt, obwohl…« Cora zögerte plötzlich.

»Was ist?«

»Der Wald ist auch so gefährlich. Da… da soll er nämlich wohnen.«

»Und wer ist er?« fragte der Arzt.

»Baxman!«

Cora Bendix sagte uns einen Namen, den wir beide nie zuvor gehört hatten. Auch ich wußte mit Baxman nicht viel anzufangen.

Ausgerechnet er sollte im tiefen Wald leben und gefährlich sein?

»Was hat dieser Baxman denn getan?« wollte Dr. Stradford wissen.

»Im Dorf spricht man viel über den Köhler. Er soll getötet und die Leichen in einen Brunnen geworfen haben.«

»Stimmt das?«

»Man spricht davon.«

»Und deshalb hast du vor ihm Angst.«

»Ja.«

»Aber warum bist du zu ihm gegangen?« forschte der Psychologe weiter.

»Weil ich nicht in den Sumpf wollte. Ich kenne ihn nicht, und davor habe ich noch mehr Angst.«

»Du bist also in den Wald und auch zu diesem Baxman gelaufen. Was hat er mit dir gemacht?«

»Ich… ich traf ihn am Brunnen. Dabei wollte ich gar nicht in sein Haus, aber er kam aus der Tür und sah mich.« Plötzlich begann ihre Stimme zu zittern. Jeder von uns spürte die Angst, die in ihr mitschwang. Kamen wir jetzt zum Abschluß dieser schlimmen Geschichte?

»Rede weiter, Cora, bitte!« forderte der Psychologe sie auf.
»Ja, ich… ich will ja …«
»Und warum sprichst du nicht?«
Ich sah, daß Coras Gesicht schweißbedeckt war. Unruhig warf sie sich auf der Liege hin und her. Irgend etwas mußte sie schwer mitnehmen. Sie atmete röchelnd.
»Rede!«
»Aber ich…« Cora war ungeheuer erregt. Sie klammerte ihre Finger ineinander, stöhnte und flüsterte Worte, die wir nicht verstanden. Sie schwitzte noch stärker. Die Kleidung klebte an Ihrem Körper. Und plötzlich zuckte sie zusammen, zog ihre Beine an und machte sich so klein wie möglich, wobei sie beide Arme hob, um ihr Gesicht vor unsichtbaren Schlägen zu schützen.
»Nein, bitte, Gnade, Erbarmen…« Stammelnd und stockend flossen die Worte aus ihrem Mund.
»Was ist geschehen?« fragte der Psychologe.
»Er steht vor mir. Baxman…«
»Was ist mit ihm?«
»Er – er will mich töten. Er hat die Axt bei sich!«

***

Vor zehn Jahren hatte er zur Beat-Generation gehört. Da war nichts vor ihm sicher.
Er hatte sich ausgetobt, stand politisch links und haßte alles, was nach bürgerlichem Mief und Monarchie stank. Er hatte das Oberhaus auflösen und eine Räte-Regierung einführen wollen, und die Queen samt Gefolge sollte auf irgendeine Südseeinsel umziehen.
Nun, die Zeit ging vorbei, und als der Vater ihm den monatlichen Scheck sperrte, weil die Aktivitäten seines Sohnes auch ihm, dem bekannten Anwalt, schadeten, war Lionel Finch zur Besinnung gekommen.
Mit der gleichen Aktivität, die er als Protestler gezeigt hatte, warf er sich nun in sein Studium.
Jura in Oxford.
Und er packte es.
Lionel Finch machte sein Examen mit einer glatten Eins, der Alte war stolz und nahm seinen Sohn mit offenen Armen in die Anwaltskanzlei auf. Hier lernte Lionel schnell. Nach wenigen Monaten kannte er alle Tricks und Kniffe, lernte die Schlechtigkeiten der Menschen kennen und stellte fest, daß immer der gewann, der das meiste Geld besaß.
Aber verdammt noch mal, es mußte doch Gerechtigkeit geben!
Lionel Finch klemmte sich dahinter. Er wurde plötzlich ein Anwalt für die Armen, was seinem Vater gar nicht paßte, der große Konzerne davor bewahrte, Steuerschulden zu bezahlen.

Es kam zu einer Auseinandersetzung zwischen Vater und Sohn.

Lionel reagierte und trat aus der Firma. Er machte sich mit 29 Jahren selbständig.

Im Arbeiter- und Farbigenviertel des Londoner Nordens ließ er sich nieder. Und er trat mit ungeheurer Energie für die Rechte der Armen ein. Lionel gewann einige Prozesse. Schon bald las man seinen Namen in den Zeitungen, als er auch die Reichen und die Großkonzerne anging.

Sein Job war verdammt anstrengend. Als Ausgleich spielte er Fußball, und dieser harte Sport hielt ihn fit.

Verheiratet war er mit seinen 30 Jahren nicht, dafür lag eine geplatzte Verlobung hinter ihm. Der schönen, aus einer reichen Familie stammenden Myrna paßte es nicht, daß er sich mit den Armen abgab. Sie heiratete einen Lord.

Sollte sie.

Dann kam die Zeit, die das Leben des jungen Anwalts veränderte. Alpträume plagten ihn.

Es waren immer die gleichen. Er sah sich in einer alten Hütte und einen Mann bedrohen. Aber er war nicht allein. Noch drei Freunde von ihm standen daneben.

Einer war sogar ein Geistlicher.

Was passierte?

Der Mann wurde aus der Hütte getrieben und brutal ermordet.

Seine Leiche warfen sie anschließend in einen Brunnen.

Damit endete der Traum.

Lionel Finch erwachte jedesmal schweißgebadet und völlig verwirrt. Aber der Traum hatte noch Folgen. In seinem Hirn hörte er eine fremde Stimme klingen.

Horse Lodge

Die ersten Male hatte er versucht, die Stimmen zu ignorieren, aber sie wurden stärker und hatten den Anwalt schließlich so weit gebracht, daß er nachforschte.

Horse Lodge lag in der Grafschaft Kent und war ein Pony-Reithof für Touristen.

Das wußte er jetzt.

Nur hörten die Träume nicht auf. Im Gegenteil, sie verstärkten sich noch. Die Stimmen riefen ihn.

Komm nach Horse Lodge…

Schon bald fürchtete er sich vor der Nacht, bis er schließlich einen Entschluß faßte.

Er wollte fahren und dieses Rätsel endlich lösen.

An einem Morgen im August setzte er sich in seinen Datsun Cherry und gondelte los. Die Praxis hatte er für eine Woche geschlossen. In der Ferienzeit war sowieso nicht viel zu tun.

Seltsamerweise verstummten nach seinem Entschluß die Stimmen. Es war, als hätten sie ihr Ziel erreicht.

Endlich.

Bevor Lionel Finch fuhr, packte er seine Reisetasche. Man konnte schließlich nie wissen, wie lange er unterwegs war. Er mußte quer durch London, dann erst kam er auf den Motorway in Richtung Dover und Canterbury.

Die Karte hatte der junge Anwalt neben sich auf den Beifahrersitz gelegt. Von seinem sonstigen Optimismus war nicht mehr viel zu merken. Sein Gesichtsausdruck war ernst und verschlossen.

Was hatten diese geheimnisvollen Stimmen und die Lockungen zu bedeuten? Diese Fragen beschäftigten ihn seit Wochen. Sie mußten irgend etwas mit der Vergangenheit zu tun haben, denn die Stimmen hatten von lang zurückliegenden Schandtaten gesprochen.

Daraufhin hatte der junge Anwalt Ahnenforschung betrieben. In der Tat stammten seine Vorfahren aus der Grafschaft Kent.

Allerdings waren sie vor 300 Jahren nach London gekommen und hatten sich dort niedergelassen.

Mit seinen Eltern hatte er über diese Stimmen nie gesprochen. Sie hätten ihn nur ausgelacht. Er wollte allein damit fertig werden. Und er trug etwas bei sich, das er sonst verabscheute. Eine flache Pistole.

Der Anwalt besaß einen Waffenschein, er übte das Schießen auch regelmäßig.

Als London hinter ihm lag, atmete er auf. Jetzt konnte er schneller fahren, doch der Datsun Cherry war kein Rennwagen.

Lionel wurde von vielen Wagen überholt.

Er hatte sich sportlich angezogen. Lionel trug ein kariertes Hemd, eine Hose aus feinem Cord, und seine leichte Sommerjacke hatte er auf den Rücksitz gelegt.

Es war nicht sehr heiß, aber schwül. Die Sonne kam nie richtig durch, weil die Wolken zu stark waren und ein hellgraues Dach bildeten.

Die Düsen brachten nicht genügend Frischluft, und so kurbelte Lionel das Fenster hinunter.

Seine braunen Haare wurden vom Wind zerzaust. Er trocknete auch den Schweiß auf dem etwas hageren Gesicht, in dem besonders die dunklen Augen auffielen und der dichte Oberlippenbart.

Rechts rauschte ein Lastwagen vorbei. Der Fahrer schaltete beim Überholen, und das Auspuffrohr spie eine Abgaswolke aus, die auch durch das offene Fenster in den Datsun drang.

Lionel schimpfte. Er ließ sich zurückfallen, und bald war die Luft wieder rein.

Eine Stunde verging. Mittlerweile war er schon tief in die Grafschaft Kent hineingestoßen.

Ein friedliches Land, mit seinen großen, saftigen Grasflächen, den weidenden Pferden, den zahlreichen Herrenhäusern und Schlössern. Eine britische Welt, die noch in Ordnung schien.

Auf einer Spezialkarte hatte er Horse Lodge gefunden. Der Reiterhof lag nicht weit von einer Ortschaft entfernt, die Swampville hieß. Das ließ auf ein Sumpfgebiet schließen.

Kurz vor Canterbury fuhr er ab.

Die Straße wurde schmaler, kurviger. Sie durchschnitt eine brettebene Landschaft mit zahlreichen Wiesen, Wäldern und gewaltigen Koppeln.

Er passierte auch Dörfer. Ihm fielen die gepflegten Steinhäuser auf, denen der Zahn der Zeit überhaupt nichts ausgemacht zu haben schien. Alles blitzte vor Sauberkeit.

Dann wieder Landschaft. Grün, freundlich, urlaubsfördernd.

Es war etwas Wind aufgekommen, und die Kronen der Bäumen bogen sich. Pappeln säumten die Straße. Der Anwalt hatte das Gefühl, als würden sie sich vor ihm verneigen.

Nur noch wenige Meilen, dann hatte er es geschafft. Die großen Wiesen wurden weniger, bald sah er nur noch kleine Grasflächen, dafür jedoch mehr Wald.

Er wurde dichter, wuchs bis dicht an die Fahrbahn heran. Oft begegneten ihm Reiter, die dicht am Straßenrand entlangritten.

Dann überholte er einen Trecker. Später einen Gemüsewagen.

Von den Stimmen hörte er nichts.

Die Straße beschrieb eine lange Kurve. Jetzt war es nur noch eine Meile bis zum Ziel. Horse Lodge mußte hinter der Kurve schon zu sehen sein.

Lionel schaltete zurück, drehte am Lenkrad und zog den Cherry in die Kurve.

Die Straße tauchte ein in den Wald, der durch das Unterholz so dicht war, daß kaum Helligkeit bis auf den Boden fiel.

Richtig unheimlich, dachte Lionel Finch.

Und plötzlich hörte er die Stimmen wieder. Sie waren wie starke Schmerzen, so daß er sich kaum auf das Fahren konzentrieren konnte.

Es ist schön, daß du gekommen bist. Wir erwarten dich schon…

»Wer erwartet mich?« stöhnte der Fahrer.

Sieh nach vorn…

Lionel Finch gehorchte. Er fuhr jetzt nur im Schrittempo, schaute durch die Frontscheibe – und sah die Gestalt.

Ein Skelett!

Es stand mitten auf der Fahrbahn, trug einen langen dunklen Umhang, der einer Mönchskutte glich, und hatte beide Arme ausgebreitet. Der Totenschädel unter der Kapuze grinste den Fahrer hämisch an.

Lionel schluckte.
Dann tat er das einzig Richtige in dieser Situation. Sein Fuß wechselte auf das Gaspedal, trat es voll durch.
Der Motor heulte übertourig auf. Gleichzeitig machte der kleine Datsun einen regelrechten Bocksprung nach vorn und raste auf das Skelett zu.
Die Räder radierten über den Asphalt, ließen Gummispuren zurück, und einen Atemzug später spürte Lionel den Aufprall.
Mit der Kühlerschnauze prallte der Wagen gegen das auf der Straße stehende Skelett, schleuderte es zurück, so daß es auf die Fahrbahn fiel und alle vier Räder über die Knochen malmten.
Sie zerbrachen die Gebeine. Es knirschte häßlich, dann war der Datsun darüber hinweg.
Lionel Finch atmete auf. Er war in Schweiß gebadet, die letzten Sekunden hatten ihn geschlaucht. Er begriff überhaupt nicht richtig, was er getan hatte, bis er die Stimmen vernahm.
Du hast einen von uns getötet. Es wird dir noch leidtun. Du hast dort angefangen, wo dein Ahnherr aufgehört hat. Ihr habt euch nicht geändert, ihr Finchs…
»Nein!« schrie Lionel. »Verdammt, hört auf, ich…« Er spürte den stechenden Schmerz im Schädel und faßte sich mit beiden Händen an den Kopf, wobei er zwangsläufig das Lenkrad loslassen müßte.
Das wurde ihm zum Verhängnis.
Noch stand der Wagen nicht. Ohne Stützhilfe am Lenkrad, driftete er nach rechts, die Räder schlugen ein, und der Cherry fuhr auf den Straßengraben zu.
Lionel konnte ihn auch nicht vorher stoppen. Er hörte einen dumpfen Schlag unter dem Wagen, etwas brach, und dann wurde er selbst gegen das Lenkrad geschleudert. Der Aufprall war hart.
Die viel zu engen Gurte hielten ihn kaum. Sein Kopf knallte wieder zurück und schlug gegen die Nackenstütze. Sie war dem Druck nicht gewachsen und brach.
Dann wurde es still. Auch der Motor lief nicht mehr. Lionel hatte ihn abgewürgt.
Sekundenlang blieb er im Wagen sitzen. Er tastete seinen Körper ab und atmete beruhigt auf, als er feststellte, daß doch nichts gebrochen war. Nur beim Atmen stach etwas in der Rippengegend.
Die Tür ließ sich zum Glück öffnen, sie war nicht verklemmt.
Zweimal warf sich Lionel dagegen, dann sprang sie so heftig auf, daß er fast aus dem Wagen gefallen wäre, wenn der Gurt ihn nicht gehalten hätte. Er löste ihn und stieg aus.
Mit beiden Füßen stand er im Straßengraben. Restfeuchtigkeit hatte einen schmierigen Film hinterlassen, der seine Schuhe bedeckte. Den Wagen konnte er wegwerfen. Da war nichts mehr heil. Die Frontseite

glich einer eingedrückten Ziehharmonika. Auch die Scheiben waren zersplittert. An der Stellung der Vorderräder erkannte er, daß die Achse gebrochen war.

Pech auf der ganzen Linie.

Fluchend kletterte Lionel Finch aus dem Graben. Er stand auf der Straße und schaute sich um.

Links von ihm – ein paar Yards entfernt – lagen die bleichen Gebeine auf dem grauen Asphalt. Sie hoben sich sehr deutlich von der Unterlage ab. Ein Schauer rann über Lionels Rücken, als er die Knochen sah. Die dunkle Kutte war bis an den Rand der Straße geweht worden.

Eingebildet hatte er sich das Ganze also nicht. Aber in was rutschte er da hinein? Ein Skelett, das lebte, Stimmen in seinem Hirn – das war der reinste Horror. Bisher war er noch nie in seinem Leben mit solchen Dingen in Berührung gekommen, zwar kannte er die alten englischen Gespenstersagen, und er wußte auch um das Gebiet der Parapsychologie, doch daß es so etwas in Wirklichkeit geben sollte, entsetzte ihn zutiefst.

Gleichzeitig faszinierte es ihn auch, und er überlegte, ob er der Sache nicht doch nachgehen sollte. Lionel tastete nach seiner Waffe.

Sie war noch vorhanden.

Nachdem er den ersten Schrecken überwunden hatte, brach der Anwalt in ihm wieder hervor.

Ja, er wollte versuchen, den Fall zu klären, aber nicht von hier aus, sondern von Horse Lodge.

Vielleicht fand er dort eine Spur.

Lionel Finch wollte sich schon in Bewegung setzen, als er an der anderen Straßenseite, direkt am Waldrand, eine Bewegung wahrnahm.

Er schaute genauer hin.

Da stockte ihm der Atem.

Dort stand ein zweites Skelett!

***

Nicht nur der Psychologe war geschockt, sondern auch ich. Cora erzählte uns da etwas von einem Baxman, der sie töten wollte. Was würden die nächsten Worte bringen? Erlebten wir jetzt den Tod eines Menschen hautnah mit?

Für mich war diese Szene schockierend. Schlimmer, als würde ich drei Vampiren gegenüberstehen.

Ich hatte meine Hände zu Fäusten geballt und spürte, wie die Fingernägel in mein Fleisch drangen.

Da geschah es.

Cora Bendix begann plötzlich zu toben. Sie warf sich herum, schlug um sich und riß den Mund auf.

»Kommen Sie!« rief Dr. Stradford. »Wir müssen sie festhalten, sonst geschieht ein Unglück!«

Ich sprang auf.

Meine Kräfte waren größer. Beide Hände grub ich in die Schultern der jungen Frau und drückte sie gegen die Unterlage. Ich spürte das Zittern ihres Körpers, sie bebte, der Schweiß brach immer stärker aus, und dann drangen die Worte aus ihrem Mund.

»Gnade! Gnade… ahh …«

Cora bäumte sich hoch. Das heißt, sie versuchte es, doch wir hielten eisern fest, obwohl die junge Frau fast übermenschliche Kräfte aktivierte.

»Cora!« schrie der Arzt. »Cora, was ist geschehen?«

»Tot… tot …«, drang es dumpf aus ihrem Mund. »Ich bin … Dunkelheit… das Nichts …«

Im selben Augenblick erschrak ich. Über ihrem Kopf bewegte sich plötzlich die Luft. Sie begann zu flirren und zu tanzen. Umrisse formten sich. Der Arzt als auch ich sahen eine grausame Szene vor uns.

Ein schwarzhaariges Mädchen stand am Brunnen und vor ihr ein Ungeheuer von Mann.

Er hatte ein Beil.

Das war Baxman.

Er schlug zu.

Immer wieder.

Ich sah, wie das Blut spritzte und das Mädchen zusammensank.

Es hatte eine entfernte Ähnlichkeit mit Cora Bendix. All dies geschah in einer gespenstischen Lautlosigkeit, die mich regelrecht schockte.

Dann verwischte das Bild.

Cora lag ruhig vor uns, als würde sie tief und fest schlafen.

Wir erhoben uns. Ich schaute Dr. Stradford an. »Verstehen Sie das, Doc?«

»Vielleicht.«

»Und?«

»Ihre Gedanken waren so stark und ausgeprägt, daß sie ein Bild projiziert haben. So etwas gibt es, Mr. Sinclair.«

Ich nickte. Davon hatte ich bereits gehört. »Was geschieht mit Cora Bendix?«

»Ich hole sie wieder zurück.« Dr. Stradford trat dicht an die Liege heran und flüsterte Cora einige Worte ins Ohr.

Wenig später schlug sie die Augen auf. Verwirrt schaute sich die junge Frau um, sah mich und erschrak.

Der Psychologe und Hypnotiseur stellte mich vor. Cora war beruhigt. »Haben Sie etwas erfahren können?« erkundigte sie sich.

»Ja, Miß Bendix. Soll ich das Tonband abspielen lassen?«

»Ich bitte darum.«

Das Band lief erst zurück, dann hörten wir zu. Ich beobachtete Cora. Sie war kreidebleich geworden. Kein Wunder bei dem, was sie nun zu hören bekam.

Und als ihre Stimme wechselte, schrie sie auf. »Bin ich das wirklich, Doc?«

»Sie sind es.«

Wir hörten uns das Band bis zum Schluß an. Cora hatte sich auf die Liege gesetzt, die Beine fest zusammengepreßt und die Hände in den Schoß gelegt.

»Das ist ja schrecklich. Kann ich… kann ich wohl eine Zigarette haben und ein Glas Wasser?«

»Ich hole es Ihnen«, sagte der Arzt und verschwand. Die Zigarette bekam Cora von mir.

Sie bedankte sich, trank und rauchte. Ich hatte mir auch ein Stäbchen angezündet.

»Ich verstehe es nicht«, flüsterte sie zwischen zwei Zügen. »Ich verstehe es wirklich nicht.«

»Sie müssen sich damit abfinden«, sagte er Arzt. »Es ist ja nichts Schlimmes. Außerdem sind Sie nicht die einzige Person, auf die so etwas zutrifft.«

»Schon.« Cora hob den Kopf und schaute uns aus ihren dunklen Augen an. »Dann habe ich bereits gelebt?«

»Ja. Und man hat Sie ermordet. Ein gewisser Baxman.«

Ich mischte mich ein. »Sagt Ihnen der Name etwas, Miß Bendix?«

»Nein.«

»Auch dieser Brunnen nicht?«

Sie schüttelte den Kopf.

»Haben Sie je in Ihrem Leben Ahnenforschung betrieben?«

»Auch nicht. Ich sah keinen Grund. Ich lebe völlig normal und arbeite als Sekretärin in einem Reisebüro. Ich bin nicht verheiratet, habe einige Freunde, eine kleine Wohnung und jetzt dies.«

Sie hob die Schultern. »Ich verstehe es nicht.«

Ich auch nicht, wenn ich ehrlich war. Aber wir mußten uns mit diesen Tatsachen abfinden.

Cora drückte die Zigarette aus und sagte: »Trotz dieser Schrecken möchte ich dorthin, wo alles passiert ist. Können Sie das verstehen?«

»Natürlich«, erwiderte der Psychologe.

»Und ich bin froh, daß Sie so denken«, lächelte ich. »Sonst hätte ich Ihnen den Vorschlag gemacht. Wissen Sie vielleicht, wo es sein könnte?«

»Nein.«

»Das werden wir herausfinden, keine Bange.«

»Ich will endlich diese Träume loswerden.« Cora strich über ihre

Stirn. »Sie glauben gar nicht, wie schlimm so etwas sein kann.«
»Ich verstehe Sie.«
»Wann soll ich denn fahren?« wollte sie von uns wissen.
Dr. Stradford hob die Schultern. »Das liegt in Ihrem Ermessen, Miß Bendix.«
»Moment!« Ich hob die Hand. »Ich möchte etwas richtigstellen. Miß Bendix fährt nicht allein. Ich werde sie begleiten. Oder haben Sie etwas dagegen?«
»Wie sollte ich, Mr. Sinclair! Ich bin froh, daß ich nicht allein fahren muß. Ich habe nämlich Angst. Nicht nur vor der Vergangenheit, sondern aueh vor der Zukunft…«

***

Lionel Finch wußte nicht, wie er reagieren sollte. Das Skelett stand noch immer dort und schaute ihn an. Unter der Kapuze schimmerte der Schädel.
Der junge Anwalt tastete nach seiner Waffe. Die Hand ließ er auf dem Pistolengriff liegen. Wenn das Skelett über die Straße kam, würde er schießen.
Doch der Knochenmann dachte gar nicht daran. Er überlegte es sich anders, machte auf der Stelle kehrt und verschwand im dichten Unterholz.
Zwei, drei Sekunden blieb Lionel stehen. Dann packte ihn eine Wahnsinnsidee, die er auch sofort in die Tat umsetzte. Er nahm die Verfolgung des Knöchernen auf. Hastig überquerte er die Fahrbahn, sprang über den Graben und warf sich in das Unterholz hinein.
Zwischen abgestorbenen Ästen und hohen Farnkräutern bahnte er sich seinen Weg. Dabei ließ er das Skelett nie aus den Augen, und er hatte auch das Gefühl, daß der Knochenmann es gar nicht wollte. Lionel sollte ihm folgen.
Zum Glück fand der Anwalt einen schmalen Pfad, über den er wesentlich schneller vorankam als bei einem Querfeldeinlauf.
Er beeilte sich sehr, versuchte sogar, dem Knochenkerl den Weg abzuschneiden, doch das gelang nicht, weil das Skelett immer wieder die Richtung wechselte.
Schließlich lichtete sich der Wald, und Lionel Finch erreichte einen freien Platz.
Keine Lichtung, denn hinter dem Platz standen die Überreste eines alten Hauses.
Und davor befand sich ein Brunnen!
Abrupt blieb der Anwalt stehen. Ein alter Brunnen fast im Wald?
Das hatte er noch nie gesehen, und es kam ihm auch äußerst merkwürdig vor. Zudem war das Skelett verschwunden.
Lionel Finch ging ein paar zögernde Schritte vor. Dabei schaute er

sich um, und er hatte auch seine Pistole gezogen. Lionel wunderte sich, wie ruhig er war, obwohl dieser geheimnisvolle Brunnen eine beinahe magische Anziehungskraft auf ihn ausübte.

Magisch!

Ja, das war das richtige Wort.

Irgendwie hatte alles in der letzten Zeit mit Magie zu tun. Dann fing bei seinen Träumen an, ging weiter über die Stimmen, bis hin zum Auftauchen der Skelette.

Doch das zweite war verschwunden.

Wohin?

So sehr Lionel sich auch umschaute, er entdeckte den Knöchernen nicht. Er sah nur den Brunnen.

Und der wiederum faszinierte ihn.

Er schien uralt zu sein, doch die Steine hatten die rauhen Zeiten überdauert, jedenfalls zeigten sie kaum Anzeichen von starker Verwitterung.

An den Seiten des Brunnens wuchsen zwei hölzerne, graubraune Balken in die Höhe, die an der Spitze von einem Querbalken gehalten wurden. An dem Querbalken hing ein altes Rad, über das ein Seil lief und in der Tiefe des Brunnens verschwand.

Es war seltsam still. Irgend etwas Geheimnisvolles strömte der Brunnen aus, und dem einsamen Mann rieselte eine Gänsehaut über den Rücken.

Wo steckte das Skelett?

Vielleicht hatte es sich im Brunnen versteckt. Diese Möglichkeit sah Lionel Finch als die Wahrscheinlichste an.

Und er wollte nachsehen.

Die letzten Yards überwand er mit drei entschlossenen Schritten, erreichte den Brunnen und legte seine linke Hand auf den Rand.

Dann beugte er sich etwas vor und schaute in die Öffnung, wobei er die Pistole in der Rechten behielt.

Modrige Verwesungsluft drang aus dem Schacht. Ein bestialischer Gestank, und Lionel verzog das Gesicht.

Er hatte auch keine Lust mehr, weiterhin in den Brunnen hineinzuschauen und das Skelett zu suchen, doch da passierte etwas, womit er nie im Leben gerechnet hätte.

Plötzlich fuhr eine bleiche Knochenhand aus dem Brunnen und umklammerte blitzschnell seine Kehle…

***

Der Würgegriff dieser fünf knöchernen Finger raubte Lionel Finch augenblicklich den Atem.

Nur noch ein Röcheln drang aus seinem Mund, mehr nicht. Mit einem Ruck wurde er nach vorn gezogen, auf die Brüstung zu, und die

Finger ließen dabei nicht los.
Das Skelett stieg aus dem Brunnen.
Lionel sah den grinsenden Totenschädel dicht vor sich, und das Grauen überschwemmte ihn wie eine Woge. Er wußte nicht, was er machen sollte, denn die ersten Schleier wallten bereits vor seinen Augen. Zeichen eines Zusammenbruchs.
Er schwang den rechten Arm herum. Ihm fiel ein, daß er noch die Pistole hatte.
Die setzte er gegen die Stirn des Schädels und drückte ab.
Der Knall peitschte dicht an seinem Ohr auf, die Kugel zerschmetterte einen Teil des Schädels, so daß die hellen Splitter nach allen Seiten davonflogen.
Doch das Skelett lebte weiter.
Lionel sah es mit Grauen.
Und er wußte, daß diese Horror-Gestalt ihn töten wollte. Hineinziehen in die grausame Tiefe des Brunnens, aus dem es kein Entrinnen mehr gab.
Diese Erkenntnis mobilisierte seine letzten Kräfte. Er wollte sich zurückwerfen, doch das Skelett ließ seine Kehle nicht los. Der Versuch erstickte bereits im Ansatz, und als die zweite Hand aus dem Schacht hervortauchte, glaubte Lionel sich verloren.
Die nächsten fünf Knochenfinger packten unterhalb des Schlüsselbeins zu, gruben sich in den Hemdstoff und rissen ihn entzwei.
Das merkte Lionel kaum noch, weil die Wogen der Bewußtlosigkeit seinen Geist fast überschwemmt hatten.
Seine Abwehrbewegungen verflachten, sie drangen kaum durch und zeigten keinen Erfolg.
Er wurde noch schwächer.
Die Knie knickten ihm ein, und als er dachte, es wäre aus, da hörte er einen schaurigen Schrei und bekam plötzlich wieder Luft.
Schwer kippte er nach hinten und fiel zu Boden, wo er mit dem Hinterkopf aufschlug.
Keuchend blieb er erst einmal liegen, saugte die Luft in seine Lungen und machte sich mit dem Gedanken vertraut, noch am Leben zu sein.
Es kam ihm wie ein Wunder vor, denn er hatte wirklich damit gerechnet, sterben zu müssen.
Sein Hals schmerzte. Besonders da, wo die Knochenhand zugepackt hatte. Bestimmt blieben einige Abdrücke zurück. Ein schauriges Mal.
Aber wieso hatte ihn das Skelett am Leben gelassen? Es hätte doch nur ein paar Sekunden länger zu würgen brauchen, und dann wäre es vorbei gewesen.
Der junge Anwalt verstand die Welt nicht mehr. Er erhob sich, und da sah er etwas vor seinen Augen baumeln, das durch die hastige

Bewegung in Schwingungen geraten war.
Sein kleines Kreuz.
Und plötzlich ging bei ihm ein ganzer Kronleuchter auf. Dieses winzige Kreuz hatte ihn gerettet. Als kleiner Junge hatte er es von seiner Mutter geschenkt bekommen. Aber erst als es Mode wurde, Kreuze zu tragen, hatte er sich die Kette über den Kopf gestreift.
Aus Gewohnheit behielt er es um.
Und jetzt hatte es ihm das Leben gerettet.
Behutsam legte er es auf seinen Handteller und schaute es wie eine Kostbarkeit an. Es war schlicht gearbeitet, ohne Verzierungen, aber geweiht, wie er von seiner Mutter wußte.
In einer unbewußten Geste führte er das Kreuz an die Lippen und küßte es. Dabei konnte er nicht vermeiden, daß seine Augen feucht wurden. Dieser clevere und manchmal abgebrühte Anwalt lernte plötzlich eine ganz andere Welt kennen.
Er warf einen scheuen Blick auf den Brunnen, bevor er kehrtmachte und diesen Ort des Schreckens verließ. Seinen ursprünglichen Plan hatte er nicht aufgegeben. Er würde Horse Lodge einen Besuch abstatten, und hoffte, daß er dort die Lösung des Rätsels fand.
Nur im Wald bekam er wieder etwas Angst, öfter schaute er sich um, sah von Verfolgern jedoch nichts.
Dafür standen zwei Trecker dort, wo sein Wagen im Graben lag.
Die Bauern waren ausgestiegen und schauten sich den zerstörten Datsun an. Der junge Anwalt hütete sich, die Männer aufzuklären, er zog sich sogar zurück, damit er nicht so rasch gesehen werden konnte. Wenn er sich jetzt zeigte und die Leute aufklärte, gab das nur unnötige Fragen, denen er gern aus dem Weg gehen wollte.
Parallel zur Straße schritt er durch den Wald. Dabei hielt er sich immer so in Deckung, daß er nicht zufällig von der Straße aus gesehen werden konnte.
Im Gehen reinigte er auch seine Kleidung. Plötzlich fiel ihm ein, daß er seine Papiere im Wagen vergessen hatte. Er blieb stehen.
Und diesmal hatte der junge Anwalt Glück.
Die beiden Bauern waren wieder auf ihre Trecker gestiegen und abgefahren.
Wahrscheinlich würden sie die Polizei benachrichtigen. Lionel Finch hoffte nur, daß sie seine Jacke im Wagen gelassen hatten.
Sie lag tatsächlich noch dort.
Und auch sämtliche Papiere waren vorhanden. Lionel fiel ein Stein vom Herzen. Rasch nahm er die Jacke an sich und lief weiter.
Er blieb jetzt auf der Straße. Am Ende der langen Kurve lichtete sich der Wald, und die Fahrbahn führte schnurgerade weiter.
Linkerhand sah Lionel sogar die Dächer eines kleinen Dorfes.
Dort mußte Swampville liegen. Ein staubiger Feldweg führte dorthin.

Er wurde durch einen Wegweiser gekennzeichnet.
Ein anderer wies auf Horse Lodge hin.
500 Yard, stand dort zu lesen.
Der Weg zum Reithof führte rechts von der Straße ab. Die zahlreichen Hufspuren bewiesen, daß der Ponyhof öfter angeritten wurde.
Lionel ging zu Fuß.
Schon bald konnte er die Gebäude sehen. Es gab ein Haupthaus und einen langen Stall, der sich rechtwinklig an das Hauptgebäude anschloß. Auf einer Wiese grasten zahlreiche Pferde. Das Areal war durch eine Koppel abgetrennt.
Vor dem Haus parkten drei Wagen. Ein Range Rover, ein Mercedes und ein Austin.
Horse Lodge war also besucht.
Nur ließ sich kein Mensch blicken.
Langsam schlenderte der junge Mann auf den Bau zu. Er gefiel ihm. Das Gebäude war im Fachwerkstil errichtet worden, das rote Dach lief spitz zu und zeigte zwei Pferdeköpfe. Die Kronen der vor dem Haus stehenden Platanen spendeten bei heißem Wetter Schatten. Es gab zwei grün gestrichene Bänke, die unter den Bäumen standen.
Und natürlich entdeckte der junge Anwalt auch eine Gaststube.
Man konnte sie durch eine schmale Tür neben dem offiziellen Eingang betreten.
Plötzlich spürte Lionel, daß er Durst hatte. Wie ausgetrocknet war seine Kehle. Auch Nachwirkungen der würgenden Knochenfinger. Er räusperte sich und versuchte zu sprechen. Es klappte einigermaßen, hörte sich nur etwas heiser an.
Lionel trat seine Füße ab und ging in die Gaststube. Sofort fiel ihm der würzige Geruch eines Tabaks auf.
Der Raum war ziemlich groß und rustikal eingerichtet. An den Wänden hingen Bilder, die allesamt Pferdemotive zeigten. Pferdeköpfe, springende Gäule, weidende Gäule. Und dahinter die typische Landschaft von Kent.
Drei Personen schauten ihn an.
Zwei Männer und eine Frau.
Die Frau war die Wirtin. Sie stand hinter der langen Theke und hatte ihre linke Hand auf den Bierhahn gelegt.
Der junge Anwalt grüßte höflich.
Sein Gruß wurde durch Nicken erwidert.
Lionel Finch ging bis zur Theke, lehnte sich gegen den Handlauf und bestellte ein großes Bier.
»Aber gern«, sagte die Wirtin. Sie war eine resolute Frau, ziemlich korpulent, mit rosigen Wangen und klaren Augen. Das schon leicht ergraute Haar hatte sie im Nacken zu einem Knoten

zusammengebunden.

Der junge Anwalt sah zu, wie die Wirtin das Bier in den Krug laufen ließ. Die Männer hinter ihm an den Tischen hatten ihr Gespräch wieder aufgenommen. Lionel Finch hörte, daß sie sich siezten, anscheinend kannten sie sich noch nicht lange.

»Bitte«, sagte die Wirtin. Sie lächelte, als sie den Krug zu dem Anwalt hinschob.

»Danke.« Lionel griff nach dem Glas. Er sah, wie das Lächeln der Wirtin verschwand und statt dessen ein Ausdruck des Entsetzens über ihr Gesicht flog.

Lionel Finch setzte den Krug wieder ab, ohne getrunken zu haben. »Ist etwas?« fragte er.

»Ihr… Ihr Hals …«

Lionel fühlte nach. »Sie meinen die Flecken?«

Die Wirtin nickte.

»Ach, das ist nichts. Nur ein paar Mutterflecken, die ich schon seit meiner Kindheit habe.« Er hob den Krug an und nahm endlich einen langen Schluck. Aufseufzend stellte er den Krug dann zurück und wischte sich den Schaum von den Lippen.

Die Wirtin schaute noch immer auf seinen Hals, was Lionel langsam unangenehm wurde.

»Es sind wirklich nur Muttermale«, erklärte er.

Da bückte die Wirtin sich und griff unter die Theke. Als ihre Hand wieder zum Vorschein kam, hielt sie einen Spiegel. »Sehen Sie selbst, Mister.«

Der Anwalt nahm den Spiegel und schaute hinein. Zuerst hielt er ihn zu hoch, ließ ihn aber dann mehr nach unten wandern und sah es sehr deutlich.

Auf einmal konnte er die Wirtin verstehen. Auf seiner Haut am Hals war der Abdruck einer Knochenhand zu sehen!

***

Es war wirklich eine Heidenarbeit, und ich kam mir vor wie ein Detektiv der alten Schule.

Ich mußte diesen geheimnisvollen Brunnen finden und einen Mann namens Baxman.

Wenn er ein Verbrecher war, dann hatten wir ihn bestimmt registriert. Sämtliche Verbrechen und Untaten auch aus früherer Zeit waren auf den zahlreichen Bändern im Archiv des Yards gespeichert. Voller Hoffnung ging ich hin und kehrte enttäuscht zurück.

»Über Cromwells Bürgerkrieg haben wir keine Unterlagen«, erklärte mir der Leiter. »Sie haben vielleicht Wünsche, Sinclair.« Er schüttelte den Kopf und hielt mich wahrscheinlich für krank.

Dann fuhr ich zur Uni. Geschichtliche Fakultät. Bei den Historikern

und Heimatforschern hatte ich vielleicht mehr Glück. Ich traf sogar einen Professor, der sich besonders mit dem Englischen Bürgerkrieg befaßt hatte.

Er erzählte mir viel. Über Gustav Adolf von Schweden und über Wallenstein den Friedländer. Nur meinem Problem kamen wir nicht näher.

Er erzählte mir viel. Über Cromwell, den Erzbischof von Canterbury, William Laud, der 1645 hingerichtet wurde, von den Independenten, die zusammen mit den Presbyterianern und den Schotten das königliche Heer 1644 bei Marston Moor und 1645 bei Naseby schlugen, und vieles andere mehr. Nur meinem Problem kamen wir nicht näher.

»Wenn Sie mir so kommen, da bin ich überfragt. Fragen Sie doch mal einen Mann, der sich auf die Gerichtsbarkeit jener Zeit spezialisiert hat.«

»Gibt's denn auch jemanden, der die Sagen kennt?«

»Ja, Professor Rondwite. Er ist Fachmann für beides.«

»Und wo finde ich ihn?«

»In der Bibliothek.«

Ich ging ins Nebengebäude, betrat die riesige Bibliothek und fand Professor Rondwite auf einer Leiter stehend.

Er holte ein Buch aus dem obersten Regal hervor. Als er schließlich neben mir stand, lächelte ich ihn an.

»Wer sind Sie denn?« fragte er mich mit einer lustigen Fuzzy-Stimme.

»John Sinclair.«

»Nie gehört.« Er strich sein weißes Haar zurück und schob die schmale Brille wieder vor die Augen. »Sind Sie ein neuer Schüler?«

Ich grinste. »Dazu bin ich zu alt.«

Er lachte meckernd. »Sie glauben gar nicht, junger Mann, wer heute so alles studiert. Das ist manchmal erschreckend, sage ich Ihnen, richtig erschreckend.«

»Erschrecken Sie aber nicht, wenn ich Sie um einen Gefallen bitte. Ich komme von Scotland Yard.«

»Aha, ein Bulle.«

Jetzt mußte ich lachen. Das Wort aus dem Munde des vertrockneten Professors hörte sich wirklich lustig an. »Es kommt daher, daß ich immer mit Studenten zusammen bin«, erklärte er mir. »Kommen Sie mit, Bu… ääh, Mr. Sinclair.«

Er führte mich in sein Büro. Das enthielt so viele Bücher, daß ich kaum Platz zum Sitzen fand. Auf einem Hocker ließ ich mich dann nieder.

»Worum geht es denn?« wurde ich gefragt.

»Baxman!« erwiderte ich.

»Die Comic-Figur?« quäkte der Professor.

»Nein, die heißt Batman!«
Er lachte. »Wußte ich es doch. Wollte Sie nur auf die Probe stellen, Mister.«
Der Professor war ja ganz lustig, aber leider hatte ich nicht viel Zeit. Deshalb erklärte ich ihm in Stichworten, was ich wußte, und er machte sich Notizen.
»Viel ist es ja nicht«, meinte er zum Schluß.
»Der Meinung war ich auch.«
»Aber ich werde sehen, was ich für Sie tun kann.« Er stand auf und marschierte an seinen Regalen entlang. Dabei pfiff er den Yankee Doodle.
Dann hatte er gefunden, was er suchte. Eine uralte Schrift, die einen brüchigen Einband zeigte. Er trug sie wie ein kostbares Stück Porzellan und legte sie vorsichtig auf den kleinen Schreibtisch.
»Hier könnte es stehen.«
»Und was ist das für ein Buch?« wollte ich wissen.
»Über Prozesse. Alte Kirchenarchive. Hexenverbrennungen, Steinigungen, Folterungen – usw…«
»Aha.«
Während er blätterte, pfiff er einen Western-Song. Plötzlich unterbrach er sein Pfeifen und deutete mit dem Finger auf mich. »Baxman«, sagte er, »ich habe ihn.«
Ich stand plötzlich unter Spannung. »Und?«
»Er hat gelebt. War ein Köhler. Soll sich angeblich mit dem Teufel verbündet haben. Er hat zahlreiche Menschen umgebracht und sie in den Leichenbrunnen geworfen. Die Toten sind nie geborgen worden. Vielleicht liegen sie heute noch dort.«
»Und wo ist das passiert?« fragte ich.
»Nicht hier, sondern in der Grafschaft Kent. Der Ort in der Nähe hieß Swampville.«
»Ich danke Ihnen.«
»Keine Ursache. Hin und wieder arbeite ich auch für Bull… nein, für die Polizei.«
Ich verabschiedete mich und fuhr zum Yard. Auf der Karte suchte ich den Ort heraus und rief Cora Bendix an. Wir verabredeten uns für den nächsten Tag. Früh morgens wollten wir starten.
Suko wollte erst mit, doch eine private Angelegenheit kam ihm dazwischen. Einer seiner zahlreichen Vettern war gestorben. Er mußte zur Beerdigung.
So fuhren Cora und ich allein.
An all die Nachforschungen mußte ich denken, als ich mit der jungen Frau unterwegs war. Mit Waffen hatte ich mich sicherheitshalber eingedeckt. Bis auf den Bumerang war alles in meinem Koffer verstaut. Die letzte Waffe befand sich leider in der Hand von Dr. Tod.

Er hatte sie mir weggenommen, nachdem sie Tokata, dem Samurai des Satans, den linken Arm abrasiert hatte.

Das war natürlich ein schwerer Schlag, doch ich war fest entschlossen, mir den Bumerang irgendwann wiederzuholen.

Cora saß neben mir. Sie war still geworden und hing ihren Gedanken nach.

Ich konnte sie verstehen und belästigte sie auch nicht mit Fragen.

Wenn sie etwas sagen wollte, tat sie dies freiwillig. Cora trug ein leichtes Sommerkostüm aus weißbeigem Leinenstoff und unter der Jacke eine farbige Bluse.

Den Motorway hatten wir verlassen und fuhren gemütlich durch die reizvolle Landschaft der Grafschaft Kent. Cora hatte die Karte auf den Knien liegen. Das Girl gab mir hin und wieder Anweisungen, wie ich zu fahren hatte.

»Nur noch ein paar Minuten, dann sind wir da«, sagte sie. »Horse Lodge.«

Sie hatte davon geträumt und davon, daß lebende Leichen dorthin gekommen waren.

Mal sehen, ob es den Tatsachen entsprach.

Vor uns machte die Straße einen großen Bogen und tauchte in einen Wald ein. Ich ging etwas mit der Geschwindigkeit zurück, bog in die Kurve ein und sah im nächsten Augenblick die Polizisten auf der Fahrbahn.

Auch Cora hatte sie entdeckt. »Was ist da los?« fragte sie. Ihre Zunge huschte aufgeregt über die Lippen, sie war blaß geworden.

»Mal sehen«, erwiderte ich und fuhr noch langsamer. Wir rollten heran.

Ein Polizist drehte sich um und hob die Hand. Er war hier die große Respektsperson.

Ich stoppte, löste den Sicherheitsgurt und stieg aus. Cora tat das gleiche.

Der Polizist kam auf uns zu. Er zog ein grimmiges Gesicht. »Fahren Sie weiter«, sagte er barsch. »Für Neugierige ist hier kein Platz.«

Ich zeigte ihm meinen Ausweis.

»Entschuldigen Sie, Sir, aber das konnte ich nicht wissen.«

»Geschenkt. Was ist passiert?«

Der Polizist hob die Schultern. »Keine Ahnung. Bauern haben uns alarmiert. Sie fanden den Wagen.«

»Sind Sie schon lange hier?« forschte ich.

»Nein, Sir. Eben erst gekommen.«

Ich besah mir das Autowrack. Der ganze Unfall hätte natürlich harmlos verlaufen können, ein völlig normales Geschehen auf einer völlig normalen Straße. Der Fahrer hatte nicht achtgegeben und war aus der Kurve getragen worden. Er landete im Graben und flüchtete,

weil er vielleicht etwas getrunken hatte.

Wie gesagt, das war die eine Erklärung. Dieser Unfall konnte jedoch auch etwas mit unserem Fall zu tun haben, das würde sich dann herausstellen.

»Wir werden auf jeden Fall den Halter des Wagens finden«, erklärte mir der Polizist.

Davon war ich überzeugt.

Der zweite Beamte kletterte im Unglückswagen herum, streckte plötzlich seinen Kopf hervor und schlängelte sich aus dem Wagen, wobei er rief: »Ich weiß, wem der Wagen gehört. Ich habe hier eine Karte im Handschuhfach gefunden.«

»Geben Sie her!« Ich ging dem Beamten ein paar Schritte entgegen, nahm die Karte und las halblaut. »Lionel Finch, Anwalt.«

»Wie lautete der Name?« wurde ich von dem Polizisten gefragt.

Ich wiederholte ihn.

»Nie gehört«, sagte der Mann.

»Der stammt auch aus London«, erklärte ich. »Am besten ist, Sie kümmern sich nicht um den Wagen. Lassen Sie ihn so, wie er liegt. Wenn er abgeschleppt werden soll, gebe ich Ihnen schon Bescheid.«

»All right, Sir«, sagten die beiden Polizisten und grüßten zackig, bevor sie wieder zu ihrem Streifenwagen gingen.

Die Farmer fuhren auch ab.

»Mr. Sinclair!«

Ich hörte Coras Stimme und drehte mich um. »Was gibt es, Miß Bendix?«

»Ich habe vorhin mitgehört«, erklärte sie mir. »Auch als sie den Namen sagten.«

»Und?«

»Ich kenne diesen Namen.«

Das war eine Überraschung. »Haben Sie schon mit ihm zu tun gehabt? Hat er Sie vertreten?«

»Nein, das nicht.« Sie senkte den Kopf und machte Fingerübungen, aus Verlegenheit, wie ich annahm.

»Was ist denn?« Beide Hände legte ich auf die Schultern der jungen Frau. »Reden Sie.«

»Mr. Sinclair, ich kenne den Namen. Aber nicht aus London, sondern von früher, also von meinem ersten Leben her. Der Name ist mir in den Alpträumen begegnet.«

Ich erinnerte mich. Sie hatte in der Hypnose den Namen Lionel erwähnt.

War dieser Lionel Finch etwa ihr Liebster in ihrem früheren Leben gewesen? Damit hatte ich nicht gerechnet, doch die Aussage bewies mir, daß wir uns auf der richtigen Spur befanden.

»Was sagen Sie dazu?«

Ich ließ die Arme wieder sinken und hob die Schultern. »Eigentlich nichts. Das heißt, wir können froh sein, denn wir sind auf einer guten Fährte.«

»Sie meinen, daß bei Horse Lodge alle Fäden zusammenlaufen.«

»So ungefähr.«

Cora sah sich scheu um. »Aber wo ist hier der Brunnen?« murmelte sie. »Ich sehe ihn nicht.«

»Irgendwo im Wald oder am Sumpf. Wir werden fragen.«

»Und dann?«

»Weiß ich selbst noch nicht«, erwiderte ich und schaute dem abfahrenden Streifenwagen nach. Er hatte noch gewendet. Die Polizisten winkten aus dem Wagen heraus.

Wir waren wieder allein.

»Ich habe Angst, Mr. Sinclair«, gestand mir das Girl.

»Vor wem?«

»Vor der Zukunft.«

»Das brauchen Sie nicht«, beruhigte ich sie.

»Doch, Mr. Sinclair. Ich habe Angst davor, daß sich die Ereignisse der Vergangenheit wiederholen.«

Ich hörte die Worte zwar, registrierte sie jedoch nicht, denn ich hatte etwas entdeckt. Im Graben, neben der Straße, schimmerte etwas Bleiches durch die hohen Gräser.

»Bleiben Sie zurück«, sagte ich zu Cora, als ich in den Graben sprang. Sie fragte noch etwas, ich hörte gar nicht hin, sondern bückte mich.

Mein Fund war makaber.

Vor mir lagen Menschenknochen!

***

Auch Cora hatte sie gesehen und stieß einen spitzen Schrei aus. Ich fuhr herum. »Bleiben Sie, wo Sie sind!« rief ich ihr zu. »Das ist nichts für Sie.«

Ich ging in die Hocke und besah mir die Knochen genauer. Ja, es waren Menschenknochen, daran gab es nichts zu rütteln. Aber man hatte sie zerstört. Von den Armen und Beckenknochen sah ich zersplitterte Reste, ähnlich verhielt es sich mit dem Schädel. Viel war von ihm auch nicht mehr zu sehen. Mir kam es vor, als wäre eine Walze über das Skelett gefahren.

Wie kam das zerstörte Skelett in den Graben? Das war die große Frage. War es überhaupt ein normales Skelett oder eine grausame Horror-Figur, die man ohne weiteres gar nicht töten konnte?

Ich faßte nach einer Hand.

Das hätte ich nicht tun sollen, denn plötzlich bewegten sich die Finger und schnappten zu. Im letzten Augenblick gelang es mir, auszuweichen, sonst hätte die Totenhand es doch geschafft, meinen

Arm zu packen.

Das war erst der Anfang.

Es ging weiter.

Plötzlich bewegten sich sämtliche Knochen. Als würde jemand an Bändern ziehen, so rutschten sie im hohen Gras hin und her, liefen aufeinander zu und wurden zu einer Figur.

Ein Skelett entstand!

Hinter mir schluchzte Cora Bendix auf. »Mr. Sinclair, was ist das? Ich werde noch verrückt…«

»Bleiben Sie ruhig«, erwiderte ich und ließ den Knochenmann nicht aus den Augen.

Er sah schaurig aus. Die Knochen hingen ja nicht regelmäßig aneinander. Sie waren zum Teil zerstört, zersplittert und zerbrochen.

Aus dem ehemaligen Skelett war nur mehr ein Fragment geworden.

Aber ein gefährliches.

Ich starrte auf den Schädel. Seine linke Seite war eingedrückt, aus dem Maul stach ein langer Knochensplitter. Nur die Hände waren noch einigermaßen in Ordnung, und die wollte das Skelett auch an mir ausprobieren.

Dagegen hatte ich etwas.

Als die Klauen zupackten, trat ich zur Seite und zog die Kette mit dem Kreuz über meinen Kopf.

Beinahe lässig warf ich das Kreuz dem Skelett entgegen.

Ich traf seinen Brustkorb. Zudem blieb das Kreuz noch zwischen den Knochen stecken. Es verkantete sich.

Die Wirkung war frappierend.

Ein gleißendes, überirdisch helles Licht hüllte plötzlich das Skelett ein, blendete mich und war eine Sekunde später wieder verschwunden.

Ebenso wie das Skelett.

Kein einziger Knochen lag mehr im Graben. Nur grauer Staub bedeckte die hohen Gräser.

Und dazwischen lag mein Kreuz.

Ich bückte mich, hob es auf und hängte es wieder um. Das Kreuz ließ ich in meinen Hemdkragen rutschen.

Dann kletterte ich aus dem Graben und ging auf Cora zu, die mich ungläubig und aus großen Augen anstarrte.

Ich lächelte.

Das konnte sie auch nicht beruhigen, denn sie fragte flüsternd:

»Was war das?«

»Schwarze und Weiße Magie, Miß Bendix. Zum Glück war die Weiße Magie stärker. Sie hat die andere besiegt.«

»Das… das kann ich kaum glauben.« Cora hob die Schultern, als würde sie frösteln.

»Es ist auch schwer, wenn man zum erstenmal damit konfrontiert wird«, erwiderte ich.

Sie schaute zu mir hoch. »Sie sind nicht zum erstenmal damit konfrontiert worden?«

»Nein.«

»Dann sind Sie gar kein normaler Polizist?«

»Eigentlich nicht.«

Jetzt lächelte sie.

»Was haben Sie?« fragte ich.

»Komisch, jetzt fühle ich mich irgendwie sicherer«, sagte sie. »Wo ich das gesehen habe. Vorhin wäre ich vor Angst gestorben. Dieses – dieses Ungeheuer wollte uns bestimmt töten.«

»Das ist anzunehmen.«

»Schrecklich.«

Ich öffnete die Wagentür. »Steigen Sie ein. Wir wollen auch den Rest der Strecke hinter uns bringen.«

Cora Bendix warf noch einen scheuen Blick auf den Graben und setzte sich neben mich.

Ich startete.

Wir fuhren aus der Kurve, der Wald verschwand, und wenig später entdeckte ich den Wegweiser, der auf unser Ziel hinwies. »Da steht es«, sagte ich.

Cora nickte.

Horse Lodge entpuppte sich als ein gepflegtes Anwesen, das idyllisch in die Landschaft hineinpaßte. Gar nicht künstlich, wie man es sonst oft kannte. Hier hatten sich die Besitzer noch etwas einfallen lassen.

Vor dem Haus standen mehrere Wagen. Ich drehte den Bentley so, daß ich rasch wieder auf die Straße fahren konnte, ohne erst groß wenden zu müssen.

Wir blieben noch im Wagen sitzen. »Haben Sie irgendeine Erinnerung an diese Gegend? Aus dem ersten Leben oder aus Ihren Alpträumen?«

»Nein.«

Ich nickte. »Die einzigen Gäste sind wir nicht.«

»Ob noch mehr diese Träume gehabt haben?«

»Denken Sie an Lionel Finch.«

»Rechnen Sie damit, daß wir ihn hier treffen?«

»Bestimmt.«

»Wie kommen Sie darauf?«

Was hätte ich ihr sagen sollen? Für mich war der ganze Fall sowieso noch ziemlich fremd. Ich mußte erst hineinwachsen. Wir hatten es hier mit Träumen zu tun. Menschen träumten von vergangenen Ereignissen, das ist an sich nichts besonderes, aber die träumenden Menschen hatten schon einmal gelebt und während dieser Zeit den Schrecken erlebt, der sich jetzt wiederholen sollte, denn alles wies

darauf hin.

Eine Hauptrolle in diesem Gruseldrama spielte ein geheimnisvoller Brunnen, den ich bereits als eine Materialisation gesehen hatte. Wo befand sich der Brunnen, und war in seiner Tiefe wirklich des Rätsels Lösung zu finden?

Ich hoffte es, deshalb machte ich mich auch jetzt bereits mit dem Gedanken vertraut, in den Brunnen hinabstiegen zu müssen.

Kein schönes Gefühl, aber es würde mir wohl nichts anderes übrigbleiben.

»Wollen wir nicht aussteigen?« fragte Cora.

»Natürlich.« Ich lächelte. »Entschuldigen Sie, aber ich war ganz in Gedanken.«

»Das habe ich bemerkt.«

Wir verließen den Wagen.

Unter den starken Ästen der Platanen schritten wir her und gingen auf die Gaststube zu.

»So alt ist das Haus hier noch nicht«, meinte Cora.

»Ja, das stimmt. Zu Cromwells Zeiten hat es sicher noch nicht gestanden.«

Ich hielt Cora die Tür auf und ließ ihr den Vortritt. Keine Stimmen schallten uns entgegen. Es war ruhig, für eine Gaststätte zu ruhig.

Wir machten die ersten Schritte – und schauten genau in die Mündung eines Gewehres…

***

Abrupt blieb ich stehen. Mein Magen zog sich zusammen. Ich hatte etwas gegen Schießeisen, vor allen Dingen dann, wenn sie auf meinen Magen wiesen und von einem Skelett gehalten wurden.

Neben mir stöhnte Cora auf.

Verdammt, das war eine Überraschung.

Automatisch hob ich die Hände, denn nicht nur das eine Skelett befand sich im Gastraum, sondern noch zwei andere. Sie hielten sich an strategisch günstigen Stellen auf, so daß sie auch die Gäste, nebst Wirtsleute in Schach hielten.

Auch die beiden anderen Knochenmänner waren bewaffnet, ich konnte nichts machen, ohne die anderen zu gefährden.

Langsam hob ich die Hände.

Schweigen lag über dem Raum. Angstvolles Schweigen. Ich spürte deutlich die Anwesenheit des Bösen und ärgerte mich, so blind in die Falle getappt zu sein.

Nun war nichts mehr zu ändern.

»Geh zu den anderen!« Damit war Cora gemeint. Das Skelett hatte gesprochen, und die Worte drangen dumpf und drohend aus dem knöchernen Maul.

Cora warf mir einen Blick zu.
»Gehen Sie«, sagte ich, ohne die Lippen dabei zu bewegen.
Das Mädchen gehorchte.
Langsam schritt Cora auf die drei anderen Gäste und die Wirtsleute zu, die allesamt um einen runden Tisch saßen und ihre Hände auf die Platte gelegt hatten. Ein Stuhl war noch frei. Auf ihm ließ Cora sich nieder.
Ich schielte nach links und schaute mir die Leute an. Sie waren mir alle fremd.
Besonders fiel ein jüngerer Mann auf, der braunes Haar hatte und neben Cora saß. Er hockte so auf dem Stuhl, als wollte er jeden Augenblick aufspringen. Er hatte Mühe, sich zu beherrschen.
Links neben ihm saß ein älterer Mann. Seine Haare waren bereits ergraut. Er trug einen braunen Tweedanzug und hatte ein rundes Gesicht. Die Person neben ihm war etwa in meinem Alter. Der Knabe hatte am meisten Angst. Sein längliches Gesicht war bleich wie eine leere Kinoleinwand, die etwas zu dicken Lippen zitterten, die schwarzen Haare hatte er nach hinten gekämmt.
Die Wirtsleute kamen mir noch am ruhigsten vor. Obwohl auch die Frau Mühe hatte, sich zu beherrschen. Ihr Mann, schon älter, wirkte in seinem kariertem Hemd und den breiten Schultern wie ein Holzfäller.
Das waren also die Geiseln.
Nur ich stand noch an der Tür und schaute in die Mündung.
Wußte der Teufel, woher die Knöchernen die Gewehre hatten und wo sie selbst herkamen.
Rosig sah die Lage nicht gerade aus, es sprach auch niemand von uns ein Wort. Das Schweigen lastete schwer, nur die Atemzüge der Menschen waren zu hören.
Ich faßte mich zuerst. »Darf ich fragen, was das zu bedeuten hat?«
»Du weißt es genau!« grollte das Skelett.
»Nein.«
»Du hast einen Bruder von uns getötet. Wir haben es genau gesehen.«
»Den Knochenmann im Graben?«
»Ja.«
»Er wollte mich angreifen«, sagte ich. »Da habe ich mich gewehrt. Es war mein gutes Recht.«
»Dafür wirst du sterben«, hielt mir das Skelett entgegen.
»Willst du mich erschießen?«
»Nein, wir haben etwas anderes für dich. Du bist ein Störfaktor im magischen Spiel, und du mußt ausgeschaltet werden, bevor die Zeit der Rache beginnt.«
»Will Baxman sich rächen?« höhnte ich.
»Du weißt Bescheid, nicht wahr?«
»Ja, ich habe mich informiert.«

»Es nutzt dir nichts.«

Ich hob die Schultern. »Abwarten.«

Das zweite Skelett stand an der langen Theke. Von dort aus konnte es die Geiseln am Tisch gut im Auge behalten. Auch dieser Knochenmann war bewaffnet, ebenso wie der dritte, der vor einem der Fenster stand.

»Geh jetzt«, sagte der Knöcherne vor mir. »Geh hinaus, wir werden dir folgen.«

Ich hob die Schultern und drehte mich um. Vorher warf ich Cora noch einen Blick zu.

Steif saß das Girl auf seinem Stuhl und zitterte. Cora hatte ebenso Angst wie die anderen.

Verständlich.

Ich ging wieder hinaus.

Das Skelett folgte mir. Diese Gestalten waren nicht nackt. Über ihren Knochenkörpern trugen sie lange, dunkelbraune Kutten, ähnlich wie Mönchsgewänder.

Angst hatte ich nicht. Ich war in meiner Laufbahn schon mit vielen anderen und gefährlicheren Gegnern fertig geworden, und ein Skelett, auch wenn es eine geladene Waffe bei sich trug, bereitete mir keine großen Sorgen. Irgendwann gab es sich bestimmt eine Blöße, dann konnte ich es überwältigen.

Ich ging wieder nach draußen.

Der Himmel war verhangen. Dicke Wolken trieben am Firmament, es war wesentlich dunkler geworden – und kälter.

Aber diese Kälte konnten auch die Skelette ausstrahlen, denn sie waren Geschöpfe der Finsternis.

Hinter mir fiel die Tür ins Schloß. Ich riskierte es und drehte mich halb um.

Da traf mich die erste Überraschung. Hatte ich vorhin noch gedacht, mit einem Skelett fertig zu werden, so sah ich mich jetzt dreien gegenüber.

Sie waren mir gefolgt und hatten die Geiseln allein gelassen. Zuerst wollte ich lächeln, doch das verging mir, wenn ich genauer nachdachte. Die Knöchernen waren sicherlich nicht so dumm, die Menschen ohne Sicherheit zurückzulassen. Bestimmt würden sie sich nicht befreien können. Auf irgendeine Art mußten die Skelette dafür gesorgt haben.

Jetzt wurde es kritisch.

Drei Mündungen glotzten mich an. Und darüber sah ich die häßlichen Schädel dieser Knochenmonster. Die knöchernen Klauen hielten die Waffen umklammert, Gewehre, die eigentlich gar nicht zu ihnen passen wollten, doch ich war sicher, daß sie auch damit umgehen konnten.

Sie sagten kein Wort, deshalb sprach ich: »Wie geht es weiter?«

»Das wirst du schon sehen!« bekam ich zur Antwort.

Meine Neugierde war längst nicht gestillt. »Wer seid ihr?« wollte ich wissen.

Diesmal bekam ich eine konkretere Antwort. »Die Rächer.«

Damit konnte ich zwar auch nichts anfangen, gab mir aber Grund für die nächste Frage. »Wen oder was wollt ihr rächen?«

»Du hast gesehen, wer dort alles versammelt war?«

»Ja, vier Menschen. Drei Männer und eine Frau.«

»Genau. Und die vier Vorfahren dieser Männer waren es, die Baxman getötet haben.«

»Moment.« Ich kam nicht ganz mit. »Dort saßen nur drei.«

»Einer schmort inzwischen in der Hölle. Er kann nicht mehr kommen. Es ist derjenige, dessen Skelett du getötet hast.«

Jetzt kam ich überhaupt nicht mehr mit. »Das müßt ihr mir genauer erklären.« Ich war wirklich neugierig geworden, denn aus Erfahrung wußte ich, daß auch das Auftauchen dämonischer Wesen nie ohne irgendein Motiv geschah.

So auch hier.

Dann bekam ich die Geschichte aus einer anderen Sicht zu hören.

»Es geschah vor 300 Jahren, als vier Männer kamen, um den großen Baxman zu töten. Das haben sie auch geschafft. Sie ermordeten ihn und warfen seinen Körper in den Leichenbrunnen, wo er vermodern sollte. Doch sie wußten nicht, daß Baxman einen Pakt mit dem Satan geschlossen hatte. Er konnte gar nicht richtig sterben und würde irgendwann wieder erscheinen. Die Jahrhunderte vergingen, die Rache war nicht vergessen, denn die Nachkommen der vier Männer sollten dafür büßen. Drei von ihnen hast du gesehen, der vierte ist, wie ich schon andeutete, gestorben. Und heute, an diesem Tag, wird Baxman zurückkommen, um die zu ermorden, die dort versammelt sind.«

Soweit hatte ich verstanden. Ich war mir nur noch über die Rolle der Skelette im unklaren.

»Wer seid ihr?« fragte ich.

»Wir sind die Vorfahren dieser drei! Wir sind aus den Gräbern gestiegen, um Baxman zur Seite zu stehen, denn wir hatten nie Ruhe, nachdem unsere Ahnen Baxman getötet hatten. Unser Geist irrte durch die Dimensionen, wir fanden keinen Frieden, bis wir aus den Gräbern steigen konnten, um Baxman zur Seite zu stehen. Denn erst wenn die vier Nachkommen tot sind, haben wir unsere Ruhe.«

Ich verstand, wenn auch alles ein wenig kompliziert war. Ein unseliger Fluch war Wirklichkeit geworden, der nackte Horror hatte begonnen.

»Was ist mit dem Mädchen? Es hat nicht zu euch gehört?«

»Sie war der auslösende Punkt. Die schwarze Cora, wie sie früher

genannt wurde, muß sterben, erst dann ist die Schmach getilgt, und Baxman kann wieder so werden wie früher.«

»Wo ist er denn?«

»Du wirst ihn noch früh genug sehen und sein Opfer werden.«

Mir rann ein Schauer über den Rücken, wenn ich daran dachte, aber im Augenblick konnte ich wirklich nichts tun.

»Dreh dich wieder um!«

Es paßte mir nicht, den Knochenmännern den Rücken zuzukehren, doch mir blieb keine Wahl.

»Geh!«

Ich schritt los. Quer ging ich über den Platz, passierte meinen Bentley und erreichte die Straße. Ich schielte nach rechts und links, doch kein Wagen ließ sich blicken. Zudem fragte ich mich, wieso die Geiseln Horse Lodge nicht verließen, da mußte irgend etwas passiert sein.

Verdammt auch.

Jetzt ärgerte ich mich, daß Suko nicht in der Nähe war. Zu zweit hätten wir es wirklich eher schaffen können.

Ich überquerte die Fahrbahn. Auf der anderen Seite begann hohes Buschwerk, das schon bald in einen Wald überging. Am Boden merkte ich, daß der Sumpf nicht weit war. Die Erde war weich und nachgiebig. Manchmal bildete sich Wasser in den Trittstellen.

Hinter mir vernahm ich die Schritte meiner Bewacher. Manchmal entstand ein schabendes Geräusch, wenn die Knochen gegeneinanderrieben. Meine Gedanken drehten sich nur um einen Punkt.

Wie kannst du die Skelette überwältigen, trotz der drei gefährlichen Waffen in ihren knöchernen Händen?

Mir fiel nichts ein.

Die andere Seite hielt wirklich sämtliche Trümpfe.

Sumpfbirken wuchsen aus dem feuchten Boden, mannshohe Gräser versperrten mir die Sicht, und links von mir stand der Wald wie eine dunkle Wand.

Dort mußte ich hingehen.

Schon bald duckte ich mich unter den Zweigen der Bäumen. Sie standen ziemlich dicht, und eigentlich durfte es jetzt nicht schwer sein, durch einen schnellen Sidestep eine gute Deckung zu finden, denn in meiner Schulterhalfter steckte noch die mit Silberkugeln geladene Beretta.

Verdammt, ich war doch kein Anfänger. Es müßte doch eine Möglichkeit geben, die Skelette zu überwältigen.

Aber die waren raffiniert. Sie bildete eine Kette, um mich von drei Seiten unter Feuer nehmen zu können, wenn ich etwas wagte.

Zudem war das Gelände eben. Kein Abhang tat sich vor mir auf, über den ich in irgendeine Mulde hätte rutschen können. Es sah also

weiterhin mies aus.

Zehn Minuten waren wir sicherlich schon unterwegs, und mir war immer noch nichts eingefallen.

Dann jedoch sah ich meine Chance.

Etwa drei Schritte vor mir wuchs etwa in Kopfhöhe ein starker Ast. Ich mußte in die Hocke gehen, um unter ihm hinwegtauchen zu können.

Das tat ich auch.

Gleichzeitig aber packten meine Finger den Ast und zogen ihn machtvoll zurück.

Als ich weit genug entfernt war, ließ ich den Ast wieder los, der sofort zurückschnellte. Er wirkte wie eine Peitsche und hämmerte gegen den Schädel des Skeletts.

Ich vernahm zwar das Aufprallgeräusch, sah jedoch nicht mehr, wie der Knöcherne zurücktaumelte. Dafür hörte ich den Schuß.

Rechts von mir peitschte er auf.

Das Blei jaulte dicht an meinem Kopf vorbei und sauste in den Boden, wo es Blätter aufwarf. Ich rollte hinter einen Baumstamm und zog während der Drehungen meine Beretta. Es war ein verdammtes Spiel, ich konnte nicht schnell genug sein und besaß nicht die Zeit, richtig zu zielen.

Ich feuerte zwar, aber die Kugel hackte in einen Stamm. Dafür schrammte ich mit dem Rücken über eine aus dem Boden hervorstehende Wurzel, der Schmerz lenkte mich für einen Moment ab, und das war ein schwerer Fehler.

Plötzlich stand eines der Skelette neben mir.

Mein Arm fuhr herum, ich wollte abdrücken, im gleichen Augenblick schlug der Knöcherne mit dem Waffenlauf zu.

Der Hieb fegte mir die Beretta aus der Hand.

Dann folgte der zweite Schlag.

Und der traf mich an der Stirn.

Ich hörte mich schreien, so heftig war der Schlag. Eine Schmerzwelle paralysierte mich. Sie raste durch meinen Kopf tief in den Körper hinein, erfaßte jedes Glied und tötete es. Dann war die verdammte Dunkelheit der Bewußtlosigkeit da, die mich mit in ihre unendliche Tiefe riß…

***

Als die Tür hinter dem Fremden und den drei Skeletten zufiel, war es erst einmal still. Niemand sprach ein Wort, jeder starrte nur vor sich hin und mußte den Schrecken verdauen.

Schließlich war es Cora Bendix, die den Anfang machte. Sie konnte einfach nicht mehr länger sitzen bleiben und sprang heftig auf. »Wir müssen ihnen nach!« forderte sie die anderen auf. »Wir können ihn

doch nicht in sein Unglück rennen lassen. Los, Männer, was sitzt ihr denn noch hier so feige herum?«

Die Leute rührten sich nicht.

Cora schaute mit flammendem Blick von einem zum anderen.

Das Wirtsehepaar senkte den Kopf, ebenso wie der ältere Mann im Tweedanzug oder der schwarzhaarige Typ mit den dicken Lippen.

Nur der jüngere war Coras Meinung. Er sagte: »Okay, versuchen wir es!«

»Sie werden es nicht schaffen!« mischte sich die Wirtin ein. »Es lohnt sich nicht.«

Cora schaute die Frau an. »Woher wissen Sie das?«

»Weil sie es uns gesagt haben.«

»Wann?«

»In der vergangenen Nacht. Da sind sie gekommen und haben uns auf alles vorbereitet. Dieses Haus ist versiegelt. Magisch versiegelt. Wir können nur warten.«

»Auf wen?«

»Darauf, daß die anderen kommen und das Schicksal in die Hände nehmen.«

»Nein, das lassen wir uns nicht bieten.« Cora drehte sich entschlossen um und schritt zur Tür.

»Nicht!« rief die Wirtin, und der braunhaarige Mann wollte Cora zurückhalten, doch seine Hand griff ins Leere. Cora wollte nicht hören. Entschlossen schritt sie auf die Tür zu, griff nach der Klinke und brüllte im selben Augenblick auf.

Plötzlich stoben Funken hoch. Sie zogen ihre Bahn über den Arm des Mädchens, erreichten das Gesicht und bewirkten den mörderischen Schmerz.

Cora Bendix hing an der Türklinke wie festgeleimt.

Die anderen schauten nur – bis auf den jungen Anwalt. Lionel Finch konnte das nicht mit ansehen.

Auch er jagte von seinem Sitz hoch. Mit drei gewaltigen Sprüngen überwand er die Distanz zu dem schreienden Mädchen, packte es am Arm und riß die Hand von der Klinke.

Cora Bendix wimmerte noch immer. Sie lag am Boden, schluchzte, und die Tränen rannen über ihr Gesicht.

»Okay, okay«, sagte der Anwalt, »es ist ja alles vorbei.« Er faßte Cora unter und hob sie hoch.

Das Girl schüttelte den Kopf. »Es ist so schrecklich«, flüsterte Cora. »Sie glauben gar nicht – ich hatte das Gefühl gehabt, an einer elektrischen Leitung zu hängen. Grausam…«

Lionel Finch legte seinen Arm um ihre Schulter. »Kommen Sie, ich bringe Sie zurück.«

Der Wirt hatte inzwischen ein Glas mit Whisky geholt. Als Cora sich

wieder setzte, stand es schon bereit.

Der Mann reichte ihr das Glas. »Trinken Sie.«

Cora trank. Der scharfe Alkohol rann durch ihre Kehle, sie mußte husten, schluckte jedoch weiter. Schließlich war das Glas leer, die Farbe kehrte zurück in ihr Gesicht. Sie stellte das Glas auf den Tisch.

»Ich hatte Sie gewarnt«, sagte die Wirtsfrau.

»Ja, ja.« Cora nickte. »Dann ist Mr. Sinclair verloren. Gegen drei Skelette hat er keine Chance.«

»Ja, so ist das«, meinte der ältere Mann im Tweedjackett und strich über sein Gesicht. »Wenn ich mich vielleicht vorstellen darf, Miß. Mein Name ist Fred McMillan.«

Cora sagte ebenfalls ihren Namen.

Der Schwarzhaarige hieß Gavin Nesbitt, und die Wirtsleute hörten auf den Namen Porter.

Fehlte nur noch der Anwalt. Er enthüllte seinen Namen zum Schluß. Als Cora ihn hörte, saß sie zuerst bewegungslos am Tisch, kalkweiß wurde ihr Gesicht.

»Was haben Sie?« fragte Lionel Finch.

»Heißen Sie wirklich so?«

»Natürlich. Warum sollte ich Sie anlügen?«

»Mein Gott, Lionel, sorry, Mr. Finch natürlich. Dann haben wir… nein, das ist ein schrecklicher Zufall.«

Lionel schaute sich verständnislos um. »Wovon reden Sie eigentlich, Miß Bendix?«

»Erinnern Sie sich denn nicht mehr?«

»Woran soll ich mich erinnern?«

»An Ihr erstes Leben!«

Jetzt war es heraus. Und die Worte hatten wie ein Schock gewirkt. Alle Anwesenden waren sprachlos. Auch der Anwalt. Er trat zurück, sein Gesicht nahm einen bestürzten Ausdruck an. Nach einer Weile fragte er: »Sie wissen genau, was Sie da eben gesagt haben, Miß Bendix?«

»Ja.«

»Ich soll demnach schon mal gelebt haben.«

»Das stimmt.«

»Gelesen, daß es so etwas gibt oder geben soll, das habe ich mal. Aber ich kann mir wirklich nicht vorstellen, daß es so etwas tatsächlich gibt.«

»Es stimmt aber.« Cora schaute jetzt alle an. »Überlegen Sie doch mal. Weshalb sind Sie hergekommen? Ausgerechnet hierher. Fremde Menschen, die nichts miteinander zu tun haben, treffen sich plötzlich in diesem einsamen Gasthaus. Das muß doch einen Grund haben.«

»Ja, sie hat recht«, meinte Fred McMillan.

»Wenn man die Sache so sieht, bestimmt«, gab auch Gavin Nesbitt

zu.

»Hatten Sie nicht irgendeinen Traum?« fragte Cora.

Nach dieser Frage wurde es still. Die Blicke senkten sich, niemand schien dies so recht zugeben zu wollen, bis sich der Anwalt ein Herz faßte.

»Ja, ich hatte einen Traum«, gestand er. »Sogar mehrere.«

»Und was träumten Sie? Können Sie das sagen?«

»Natürlich, ist ja nichts Schlimmes.« Er zündete sich eine Zigarette an. »Ich träumte immer wieder das gleiche. Drei Männer und ich befanden sich in einer Hütte. Wir haben einen Mann bedroht, ihn dann aus der Hütte zu einem Brunnen geführt und den Mann anschließend hinuntergestoßen. Dieser Traum wiederholte sich mehrmals, er war so intensiv, daß es mich erschreckte.« Er stäubte die Zigarettenasche ab. »Was sagen Sie dazu, Miß Bendix?«

»Es stimmt, Mr. Finch. Der Vorgang existiert nicht nur in Ihren Träumen, sondern hat sich tatsächlich so abgespielt.«

»Das müssen Sie mir erklären«, sagte der Anwalt, und auch die anderen lauschten Coras Worten.

»Es war ein Wahrtraum. Sie, Sie und Sie.« Cora deutete auf den Anwalt, auf Fred McMillan und Gavin Nesbitt. »Sie alle müssen doch den gleichen Traum gehabt haben, der dann so intensiv wurde, daß wildfremde Menschen hier nach Horse Lodge kamen, um sich zu treffen. Habe ich recht, Gentlemen?«

»Ja«, antwortete Nesbitt.

Und McMillan nickte.

»Das ist unwahrscheinlich«, flüsterte der Anwalt. »Aber weshalb hat man uns herkommen lassen?«

»Können Sie sich das nicht denken?«

»Es fällt mir schwer.«

»Dann will ich es Ihnen sagen. Sie hat man herkommen lassen, damit Sie für die Sünden Ihrer Vorväter büßen. Das ist die Lösung. Der Fluch, mit dem dieser Baxman Sie alle wahrscheinlich belegt hat, soll sich in der kommenden Nacht erfüllen.«

Betroffenes Schweigen machte sich nach den Worten des Mädchens breit. Schließlich fragte die Wirtin: »Und was haben wir damit zu tun?«

»Wahrscheinlich nichts. Sie kennen doch das Sprichwort: Mitgefangen – mitgehangen.«

»Ja, das stimmt.«

Lionel Finch dachte da am klarsten. »Ich hätte da noch eine Frage, Miß Bendix.«

Lächelnd drehte Cora sich zu Lionel Finch um. »Bitte fragen Sie, Mr. Anwalt.«

»Was haben Sie eigentlich hier auf Horse Lodge zu tun?«

»Ich bin diejenige Person, die den Ausschlag gegeben hat, daß Ihre Vorfahren sich entschlossen, Baxman umzubringen.«

Lionel Finch lächelte, doch das zerbrach sehr schnell, und sein Gesicht wurde wieder ernst. »Moment, Mädel«, sagte er forsch. »Da stimmt etwas nicht. Ihre Ahnin hat durch irgend etwas den Vorwand geliefert, damit wir uns…«

»Nein, Mr. Lionel Finch.« Cora schüttelte den Kopf. »Sie verstehen immer noch nicht. Das Mädchen das damals ermordet wurde, bin ich, Cora Bendix. Ich bin nur inzwischen wiedergeboren worden, doch die Rache des Baxman hat auch mich getroffen und konnte auch durch Wiedergeburt nicht aus der Welt geschafft werden. Verstehen Sie nun, Mr. Finch?«

Der Anwalt wankte zurück und ließ sich auf einen Stuhl fallen.

Mit der flachen Hand schlug er gegen die Stirn. »O Gott«, stöhnte er. »O mein Gott, die schwarze Cora. Auch von ihr habe ich geträumt.«

»Eigentlich noch mehr, Mr. Finch.«

»Und was, bitte?«

»Ihr Ahnherr war damals unsterblich in die schwarze Cora verliebt. Sie hießen damals auch Lionel Finch, ich hieß Cora und trage den Namen jetzt wieder. Eine Kette unheimlicher Zufälle, werden Sie sagen. Aber nur auf den ersten Blick. Bei genauerem Nachdenken stellt man fest, daß wir innerhalb eines magischen Spiels eingekreist sind. Wir sind nur Figuren und müssen nach Befehlen der anderen tanzen.«

Der Anwalt schaute das Girl an und schüttelte den Kopf. Er konnte es nicht fassen. »Mein Ahnherr und Ihre Vorfahrin haben…«

»Nein, nicht meine Vorfahrin, sondern ich persönlich«, erwiderte das Girl.

Plötzlich lächelte Lionel Finch. »Ehrlich gesagt, verstehen kann icn den guten alten Lionel schon. Wenn die scharze Cora ebenso hübsch gewesen ist wie Sie, ist das völlig klar.«

Cora Bendix wurde rot und senkte den Kopf.

Dann sprang Fred McMillan auf. »Ich glaube, es ist nicht die richtige Zeit für einen Flirt. Hier geht es wirklich um wichtigere Dinge.« Gavin Nesbitt nickte zu den Worten des Mannes.

»Was wollen Sie?« fragte Lionel Finch.

»Man hat immer von drei Männern gesprochen, die damals diesen Baxman in den Brunnen geworfen haben. Wenn Sie, Mr. Finch, einer davon sind, dann sind wir beide die noch Übriggebliebenen. Das heißt, unsere Vorfahren haben ebenfalls mitgeholfen, Baxman zu töten.«

»Das stimmt«, gab der Anwalt zu.

McMillan fuhr fort. »All right, wir sind unter uns, deshalb kann ich offen sein. Ich habe in der Tat ebenfalls diese Träume gehabt und bin durch sie auf die Spur dieses Hauses gekommen. Frage: Können wir

gemeinsam das Unheil abwenden?«

Es wurde still. Niemand wollte sich äußern und über eine Lösung reden, weil doch alles sehr kompliziert ausschaute.

»Also nein«, sagte McMillan.

»Wenn John Sinclair wenigstens hier wäre«, meinte Cora Bendix.

McMillan winkte ab. »Hören Sie mir doch mit dem Kerl auf. Der hat sich doch von den drei Skeletten abführen lassen, als wäre er ein Stück Schlachtvieh.«

»Hätten Sie sich gewehrt?« schnappte der Anwalt.

McMillan schwieg.

»Auf jeden Fall sollten wir uns nicht streiten«, schlug Cora vor, »sondern gemeinsam überlegen, was zu tun ist. Was sagen Sie denn dazu, Mr. Nesbitt?«

Der Mann sagte gar nichts. Er zuckte nur mit beiden Mundwinkeln und hob die Schultern.

»Eins steht fest: raus können wir nicht!« Der Anwalt deutete in die Runde. »Wir sind und bleiben gefangen.«

Cora Bendix hatte noch eine Frage.

»Wie sind eigentlich die Skelette ins Haus gekommen?«

»Ganz einfach«, erwiderte der Wirt. »Durch die Hintertür.« Seine Frau nickte bestätigend.

»Und dann?« fragte Cora.

»Haben Sie uns gesagt, daß wir sterben müssen«, antwortete Gavin Nesbitt mit zitternder Stimme.

»Noch leben wir«, meinte der Anwalt.

»Sie sollten an sich ruhig sein«, bekam er von der Wirtin zu hören. »Schauen Sie sich mal Ihren Hals an, da sind die Abdrücke ja noch zu sehen. Beim nächstenmal haben Sie bestimmt nicht so viel Glück, Mr. Finch.«

»Falls die Skelette zurückkommen.«

Jetzt lachte McMillan spöttisch. »Warum sollten Sie nicht hier erscheinen?«

»Vielleicht wird John Sinclair sie uns vom Hals halten.«

»Ach, gehen Sie doch mit diesem Typ weg. Denken Sie denn, der ist ein Wundermann?«

»Nein, aber…«

Cora mischte sich ein. »Sollten wir jetzt nicht konkret nach einer Lösung suchen?«

»Und wie sieht die aus?« fragte McMillan bissig.

»Wir müssen zusehen, daß wir hier aus dem Haus kommen.«

»Das müssen *Sie* gerade sagen«, mischte sich der Wirt ein. »Ausgerechnet Sie, wo Sie doch…«

»Ich habe nicht gesagt, daß ich den gleichen Weg gehen will«, erwiderte das Mädchen. »Ich nehme an, es gibt noch mehr Ausgänge.

Wir sollten es versuchen. Vielleicht sogar über das Dach.«

Der Vorschlag war heraus, und die Menschen schauten sich an.

»Ich mache nicht den Anfang«, erklärte Nesbitt mit fester Stimme. »Bin doch nicht lebensmüde.«

»Glauben Sie, die Skelette würden Sie in Frieden leben lassen?« spottete Finch.

»Vielleicht kann man sich arrangieren.«

Der Anwalt nickte. »So sehen Sie aus.«

Gavin Nesbitt sprang auf. »Was erlauben Sie sich eigentlich, Mister. Ich fordere Sie auf…«

»Streitet euch nicht!« rief Cora. »Ihr macht alles noch schlimmer.«

Nesbitt setzte sich wieder. »Aber darüber sprechen wir noch, Mr. Finch. Verlassen Sie sich darauf.«

»Meinetwegen.«

»Gibt es zwischen dem Haus und den Reitställen eine Verbindung?« wollte Cora wissen.

Der Wirt nickte.

»Dann könnten wir es dort probieren.« Cora schaute sich um. Die anderen sagten nichts, nur der Anwalt nickte. Er war einverstanden und stand auf.

»Will jemand hierbleiben?« fragte der Wirt.

Kopfschütteln.

Sie gingen.

Das Wirtsehepaar hatte die Führung übernommen. Es folgte Cora Bendix, dann kam der Anwalt und zum Schluß gingen Nesbitt und McMillan. Die letzten beiden hatten am meisten Angst.

Sie durchquerten die Küche und gelangten in einen Gang, der vor einer Doppeltür endete. An den Wänden des Ganges hingen zahlreiche Bilder und Fotografien. Auf beiden waren Pferde zu sehen.

Der Wirt schob einen Riegel zurück und öffnete die Tür. Sofort schlug den Menschen der typische Stallgeruch entgegen. Eine Mischung aus beißendem Pferdeschweiß und Heu.

Der Stall war ziemlich geräumig. Der Wirt machte Licht, und die Eintretenden konnten rechterhand die zahlreichen Boxen sehen, in denen die Pferde standen.

Mit den Köpfen lugten sie über die Türen hinweg und beäugten die Menschen mißtrauisch. Unruhig bewegten sie ihre Schweife und stampften mit den Hufen auf.

Der Wirt blieb stehen und schüttelte den Kopf, wobei er noch das Gesicht verzog.

»Was ist?« fragte der Anwalt.

»Die Tiere sind so unruhig. So kenne ich sie gar nicht. Da stimmt was nicht.«

»Wie meinen Sie das?«

Der Wirt schaute nachdenklich durch den Gang, wobei er sich sein Kinn rieb. »Diese Tiere sind für normale Reiter gedacht, auch für Personen, die zum erstenmal auf dem Rücken eines Pferdes sitzen. Daß sie sich allerdings so unruhig benehmen wie jetzt, habe ich noch nie erlebt. Nicht einmal vor einem Gewitter, und das soll schon was heißen.«

»Sollen wir nicht zurückgehen?« fragte die Wirtin.

»Wäre nicht schlecht.«

Doch dagegen hatte der junge Anwalt etwas. Entschieden schüttelte er den Kopf. »Nein, wir bleiben. Ich will das Rätsel endlich gelöst wissen. Los, kommt mit.«

Entschlossen schritt er den Gang hinunter. Niemand folgte ihm.

Nicht einmal Cora.

»Bleiben Sie doch stehen, Mann!« rief McMillan. »Sie stürzen sich ins Unglück.«

Lionel Finch drehte den Kopf und winkte ab. »Hören Sie auf. Ich will endlich Klarheit haben.«

Er war schon ein ganzes Stück entfernt, stoppte aber doch, denn wie auch die anderen, hatte er plötzlich den kalten Hauch gespürt, der durch den Stall strich.

Unwillkürlich zogen die Menschen ihre Köpfe ein. Der Hauch besaß keinen normalen Ursprung. Er stammte nicht von dieser Welt, sondern aus einer anderen, fremden – aus dem Jenseits…

Auch die Pferde witterten ihn.

Und sie wurden noch wilder.

Schrill wieherten die ersten auf, warfen sich in ihren Boxen unruhig hin und her, stiegen auf die Hinterhand und trommelten mit ihren Hufen gegen die Türen.

Schon splitterte das erste Holz.

»Verdammt, weg!« schrie der Wirt, riß seine Frau mit und rannte los.

Die anderen folgten.

Bis auf Cora Bendix. Sie blieb stehen, wollte Lionel nicht allein lassen.

»Komm her!« schrie sie. »Komm doch!«

Da zerklirrten die hoch angesetzten Fensterscheiben. Ein Splitterregen prasselte in den Stall, und gleichzeitig zerhämmerten die ersten Tiere ihre Boxen.

Cora Bendix schrie wie von Sinnen.

***

Der Schlag hatte mich geschafft. Allerdings nicht so stark, daß ich lange bewußtlos gewesen wäre. Mein Geist tauchte aus der tiefen Schwärze wieder an die Oberfläche, und ich öffnete mühsam die Augen.

Trotz der Schmerzen in meinem Schädel gelang es mir, mich umzuschauen, und was ich sah, war nicht gerade von Vorteil.

Die drei Skelette hatten mich gepackt.

Zwei von ihnen hielten meine Schultern umklammert, eins hatten meine Beine genommen.

Und so trugen sie mich durch den Wald auf ihr Ziel zu.

Der Leichenbrunnen!

Noch hatten sie nicht bemerkt, daß ich wieder aus der Bewußtlosigkeit erwacht war. Ich hütete mich auch, mir etwas anmerken zu lassen, sondern sammelte meine Kräfte.

Natürlich schritten die drei Knochenmänner nicht gleichmäßig aus. Bei jedem Schritt schaukelten sie mich hin und her, und meine Kopfschmerzen nahmen zu.

Eisern biß ich die Zähne zusammen. Es gelang mir, meine Gedanken zu ordnen und ich dachte über das nach, was mir widerfahren war. Mit Schrecken erinnerte ich mich an die Menschen, die ich zurückgelassen hatte, und die jetzt hilflos waren. Was würden die Skelette oder dieser Baxman alles mit ihnen anstellen? Er wollte seine Rache, und Rache bedeutete für die Menschen Tod.

Es gelang mir, den Arm etwas anzuziehen, so daß ich mit dem Ellbogen dort fühlen konnte, wo normalerweise meine Beretta steckt.

Ja, meine Beretta.

Jetzt war sie weg.

Und bis auf das Kreuz war ich unbewaffnet, denn die anderen Sachen lagen im Koffer.

Ich mußte mir wirklich etwas einfallen lassen, um aus dieser Klemme wieder herauszukommen. Es lag auf der Hand, daß ich meine Kräfte auch dann nicht wieder erlangt hatte, wenn wir den Totenbrunnen erreichten. Dafür war der Hieb zu hart gewesen.

Aus diesem Grunde mußte das Überraschungsmoment auf meiner Seite liegen, einen langen Kampf konnte ich auf keinen Fall durchstehen.

Als ich die Beine bewegen wollte, traf mich der zweite Schock. Es ging nicht.

Ich war gefesselt!

Es dauerte Sekunden, bis ich mich mit der Lage abgefunden hatte. Dann öffnete ich die Augen ein wenig weiter und warf einen Blick entlang meines Körpers in Richtung Schuhspitzen.

Sie hatten mich mit Kordeln gefesselt, jenen Dingen, die sie normalerweise um ihre Taille geschlungen trugen. Zum Glück saßen die Stricke nicht so fest, daß sie mir das Blut abschnürten. Wenn es hart auf hart kam, würde ich mich wohl von ihnen befreien können.

Wir hatten den düsteren Wald inzwischen verlassen und näherten uns dem Leichenbrunnen.

Viel heller war es hier auch nicht. Die herangezogenen Wolken hingen ziemlich tief, sie wirkten wie ein großes graues Tuch.

Der Brunnen war uralt, das konnte man ihm ansehen. Er war aus dicken Steinen gemauert. Ein brüchiges Holzgestänge wuchs an beiden Seiten in die Höhe, das von einem querlaufenden Balken gehalten wurde, an dem wiederum ein Laufrad befestigt war, über das ein Seil lief.

Eine einfache, aber gute Konstruktion, der auch der Zahn der Zeit nichts getan hatte.

Die unmittelbare Umgebung des Brunnens war mit Steinen belegt, sie wiesen eine dicke Moosschicht auf.

Die drei Skelette legten mich ab.

Ich wurde kurzerhand auf die Steine geworfen und hatte Mühe, meinen Schmerz zu unterdrücken, sonst hätte ich die Horror-Wesen noch aufmerksam gemacht.

Ich lag auf dem Rücken und war froh, die kalten Totenfinger nicht mehr zu spüren.

Vorsichtig winkelte ich meinen rechten Arm an. Ich wollte an das Kreuz gelangen, das leider noch durch mein Hemd verdeckt wurde. Wenn es offen lag, hatte ich vielleicht eine Chance.

Die Skelette ließ ich dabei nicht aus den Augen. Sie hatten sich um den Leichenbrunnen versammelt. Zwei von Ihnen schauten in die Tiefe, wo sich ein grausmes Geheimnis verbarg, falls die Erzählungen stimmten.

Ein Skelett stand direkt neben mir. Ich konnte nicht erkennen, ob es mich beobachtete, denn leider war der Sehwinkel zu ungünstig.

Deshalb setzte ich meine Bemühungen fort.

Den Arm bekan ich nicht einmal bis zur Hälfte hoch, als das dritte Skelett einen Schrei ausstieß.

Sofort kreiselten die anderen beiden herum.

Ich ahnte den Grund des Ausrufs. Die Knochenmänner hatten bemerkt, daß ich in den Besitz des Kreuz gelangen wollte.

Sie warfen sich auf mich.

Eine kalte Klauenhand packte meinen Arm und bog ihn zurück.

Ein anderes Skelett schlug mir seine Knochenfaust gegen den Hals, daß ich kaum Luft bekam.

Das dritte hatte sich auf meine Beine fallen lassen. Ich zog sie an.

Trotz der Fesselung gelang es mir, den Knöchernen abzuschütteln.

Er fiel zur Seite, doch zwei Gegner reichten auch noch. Ich traf zwar mit den Fäusten die blanken Knochen, erzielte aber keinerlei Wirkung. Mir schmerzten nur die Hände von dieser Aktion.

Dann war auch das dritte Skelett wieder einsatzbereit. Es riß meine Füße vom Boden hoch, und gleichzeitig spürte ich auch die Klauenhände unter meinen Achseln.

Wild warf ich meine Arme in die Höhe, drehte die Hände nach hinten, und es gelang mir, den Stoff der Kapuze zwischen die Finger zu bekommen.

Wütend zerrte ich daran. Der Knochenmann, der meine Schulter hielt, bekam das Übergewicht und fiel auf mich. Damit hatte ich kaum etwas gewonnen, denn die andere knöcherne Gestalt schlang mir ihren fleischlosen Arm um die Kehle und drückte zu.

Ich würgte, bekam keine Luft.

Dumpfe Stimmen drangen an meine Ohren.

Befehle.

Der Boden unter mir verschwand.

Verdammt, sie hatten es geschafft, mich in die Höhe zu hieven.

Jetzt wurde es ernst.

Mein Widerstand erlahmte. Durch den Druck an der Kehle bekam ich keine Luft mehr, und schon tanzten die ersten Schatten vor meinen Augen, durchzogen von farbigen Kreisen und Ringen.

Ich machte mich schlaff.

Damit hatten meine Gegner nicht gerechnet. Ich sackte in ihrem Griff zusammen, und einen Atemzug lang bekam ich wieder Luft.

Himmel, das tat gut.

Aber der Kampf war noch nicht beendet. Als ich meinen Körper hochschnellte, nutzten die Skelette die Bewegung eiskalt aus, verlängerten den wuchtigen Sprung, und plötzlich lag ich auf dem Rand des Leichenbrunnens.

Vor Schreck übersprang mein Herz einen Schlag.

»Runter mit ihm!« vernahm ich den dumpfen Befehl.

Sie stießen mich an.

Ich bekam das Übergewicht und fiel. Doch im letzten Augenblick schnellte mein rechter Arm zur Seite. Ich hatte Glück und bekam einen der Pfosten zu packen.

Eisern hielt ich fest.

Sie schlugen mir auf die Finger.

Ich gab nicht nach.

Dann bogen die untoten Geschöpfe meine Finger zurück. Einzeln nahmen sie sich jeden vor.

Dem hatte ich nichts entgegenzusetzen.

Der Griff lockerte sich, wurde gelöst.

Ein harter Stoß, ein Schlag gegen die Schulter…

Ich fiel in den Brunnen. Die verdammten Skelette hatten ihr Ziel erreicht…

***

Alles ging rasendschnell.

Die Beine waren gefesselt, doch die Hände hatte ich frei. Der Schacht

war ziemlich eng, fast wie eine Röhre. Ich raste in die Tiefe, hatte dabei das Gefühl, mein Herzschlag würde stehenbleiben, und plötzlich dehnten sich die Sekunden. Die Zeit schien auf einmal stehenzubleiben.

Ich schlug um mich.

Meine Arme prallten gegen die Tunnelwände, gegen glatte, mit Moos bedeckte Steine, aber nicht nur das. Ich schlug plötzlich mit dem Ellbogen vor einen hervorstehenden und in der Tunnelwand verankerten Gegenstand.

Instinktiv griff ich zu.

Mit beiden Händen!

Meine Fingernägel brachen, ich spürte einen reißenden Schmerz, erst in der Schulter, dann in den Händen.

Ich schrie auf. Die Schmerzen machten mich toll.

Der rasende Fall aber wurde gebremst – und ich hing fest.

Jawohl, ich hatte mich fangen können an den Steigeisen, die in die Tunnelwand fest verankert waren.

Zwei Sekunden lang geschah nichts; ich konzentrierte mich auf den Schmerz in den Schultergelenken, während mir die Tränen über die Wangen rannen. Dann fuhr es mir wie ein Eissplitter durch mein Herz. Etwas rieselte mir auf die Handrücken.

Rost!

Panik erfaßte mich. Ich wollte meine Beine bewegen, schaffte es aber wegen der Fesseln nicht, zog sie an und fand ein weiteres Steigeisen. Dadurch konnte ich das Gewicht verlagern, hing nicht nur an einem Eisen.

Erst einmal ausruhen, auch wenn es nur ein paar Sekunden waren. Ein Blick nach oben.

Beinahe winzig kam mir die Tunnelöffnung vor. Im nachhinein erfaßte mich noch ein Schauder, wenn ich daran dachte, welch eine Strecke ich zurückgelegt hatte.

Von den Skeletten sah ich nichts mehr. Sie hatten sich verzogen.

Ich drehte den Kopf und schaute nach unten.

Den Grund den Brunnens konnte ich nicht sehen. Alles verschwamm in der Finsternis.

Kletterte ich nach oben oder schaute ich mir den Brunnen an?

Das war die Frage.

Der gesunde Menschenverstand riet mir, wieder hochzuklettern, doch ich war Polizist, Geisterjäger, was Sie wollen. Und ich hatte einen Fall am Hals, den es zu lösen galt.

Ich mußte über das Rätsel dieses geheimnisvollen Leichenbrunnens Bescheid wissen.

Ich fühlte meine Taschen ab.

Die kleine Bleistiftlampe trug ich bei mir. Ein Lichtblick wenigstens.

Vorsichtig holte ich die Lampe hervor, hielt sie nach unten und knipste sie an.

Der feine Lichtstrahl verlor sich aber in der Schwärze. Er traf den Grund nicht.

Demnach hatte ich noch eine ganz schöne Strecke vor mir. Ohne lange zu zögern, machte ich mich auf den Weg, wobei ich hoffte, daß die Steigeisen mein Gewicht halten würden.

In meinen Schultern hatte ich noch immer kein Gefühl. Zudem zitterten mir die Arme, und auch die Finger schmerzten. Aber ich lebte. Und das war am wichtigsten.

Zuerst mußte ich meine Beinfesseln loswerden. Erst dann konnte ich weitersehen.

Allzu hastig durfte ich mich dabei nicht bewegen, das hätten die Steigeisen auf keinen Fall ausgehalten.

Mit der linken Hand hielt ich mich fest, klemmte die Lampe zwischen die Zähne, beugte meinen Oberkörper nach unten und machte den rechten Arm lang.

Meine Fingerkuppen tasteten nach den Knoten in den Stricken.

Es war kein Kunststück, sie aufzubekommen, auch nicht mit einer Hand.

Die Fesseln fielen.

Befreit atmete ich auf. Jetzt konnte ich mich endlich besser bewegen. Ich ging etwas in die Hocke, streckte mein Bein aus und suchte mit den Zehen das nächste Steigeisen.

Ich fand es. Eine kurze Prüfung, ob es genügend Halt gab – ich war zufrieden –, dann verlagerte ich mein Gewicht und löste auch die Hand von dem Steigeisen.

Auf diese Art und Weise kam ich voran, und das helle Loch über mir wurde kleiner und kleiner.

Gleichzeitig verschlechterte sich die Luft. Vom Boden her stiegen Gase auf, die mir den Atem raubten. Wer für längere Zeit hier unten eingeschlossen war, kam mit Sicherheit um. Einmal stieß ich mit der Schulter gegen ein weicheres, länglicheres Teil. Ich faßte nach und hielt ein Seil in der Hand.

Es schien bis zum Boden durchzuhängen.

Ich aber kletterte weiter, hangelte mich nicht am Seil hinunter und erschrak bis ins Mark, als ich einmal ins Leere trat. Hörten die Sprossen jetzt auf?

Ich nahm die Lampe und leuchtete dicht an der Brunnenwand nach unten.

Diesmal traf das Licht den Grund. Ich sah ebenfalls, daß ein Steigeisen fehlte. Deshalb hatte ich ins Leere getreten.

Weiter.

Über mir rieselte es von der Wand. Rost und Dreck regneten in mein

Gesicht mir auf die Haare.

Zum Glück hielten die Eisen.

Ich war gespannt, was und wer mich auf dem Grund erwarten würde. Noch einmal leuchtete ich.

Etwas glänzte dunkel. Eine Wasserpfütze, die das Licht der Lampe zurückwarf. Noch ein Steigeisen hatte ich zu überwinden, dann konnte ich springen.

Ich landete sicher.

Meine Füße versanken bis zu den Knöcheln im Matsch. Ansonsten klebte mir die Kleidung am Körper. In Bächen lief der Schweiß über mein Gesicht, das Atmen wurde zur Qual.

Ich leuchtete den Grund des Brunnens ab. Es lag viel Gerümpel herum. Alte Lappen, Eimer, modrige Holzstücke, Abfall, und ich sah auch Ratten.

Sie huschten weg, als sie in den Strahl der Lampe gerieten. Von diesen Viechern hatte ich die Nase nach meinem Abenteuer mit dem Rattenkönig gestrichen voll.

Die Ratten verschwanden in einem Gang.

Ich ging einen Schritt vor und leuchtete hinein. Der Gang war sehr niedrig angelegt, ich mußte schon kriechen, wenn ich ihn durchqueren wollte.

Von dem geheimnisvollen Baxman sah ich nichts.

Existierte er überhaupt? Oder war alles nur eine Lüge? Wenn ich allerdings an die Skelette dachte, dann glaubte ich doch daran, daß dieser Baxman irgendwie gegenwärtig sein mußte.

Und er war da.

Allerdings hockte er nicht im Gang, sondern ganz woanders. Er überraschte mich mit seinem Auftauchen.

Plötzlich bewegte sich unter meinen Füßen die Erde. Sie wurde von einer unbekannten Gewalt regelrecht aufgeworfen. Eine Klaue griff nach meinem rechten Fuß, zerrte daran, ich konnte mich nicht rasch genug fangen und fiel hin.

Mit dem Rücken schrammte ich über die Tunnelwand, stützte mich mit dem linken Arm ab und leuchtete mit der Lampe in die Richtung, wo sich die Erde bewegte.

Ein Kopf, eine Schulter erschienen.

Baxman kam.

Und er war ein Monster!

***

Der Splitterregen ergoß sich in das Innere des Pferdestalls und bedeckte auch Cora Bendix.

Sie schrie auf, als die kleinen Scherben in ihre Gesichtshaut schnitten, duckte sich dann und preßte beide Hände gegen ihre

Wangen.

Im Nu erfüllte der eisige Hauch den gesamten Pferdestall. Die Tiere waren nicht mehr zu halten. Sie rissen sich kurzerhand los und rasten aus ihren Boxen.

Bis zur Wand war kaum Platz. Die ersten Pferde rannten dagegen und warfen sich schrill wiehernd herum.

Es war eine Hölle.

Instinktiv tat das Mädchen genau das Richtige. Cora warf sich zurück, sie flüchtete in eine der Boxen, wo sie sich in relativer Sicherheit befand.

Anders der junge Anwalt. Er registrierte die Gefahr zwar, aber er unterschätzte sie. Lionel Finch kam nicht so schnell von der Stelle.

Neben ihm krachte die Tür einer Box auf. Mit hocherhobenen Vorderfüßen schnellte ein Pferd hervor, Panik in den Augen und hellen Schaum vor dem Mund.

Lionel Finch riß beide Arme vor sein Gesicht, als er die schlagbereiten Hufe sah. Gleichzeitig wuchtete er seinen Körper zur Seite, doch er war nicht schnell genug, da das Tier hart ausschlug.

Der junge Anwalt spürte einen mörderischen Schlag an der Schulter und wurde von der Wucht um die eigene Achse gewirbelt.

Er schrie, als er auf dem harten Boden landete.

Das Pferd tobte über ihm. Es wieherte schrill. Dieses Geräusch kam dem jungen Anwalt vor wie das grausame Rufen der Hölle.

Zum Glück lag er ziemlich weit hinten im Gang. Direkt an der letzten Box, und der Gaul wandte sich zur anderen Seite. Er schleuderte aber noch seine Beine nach außen, verfehlte den Kopf des jungen Mannes nur knapp, traf dafür dessen Hüfte.

Lionel Finch krümmte sich.

Und durch die zerschlagenen Scheiben wehte weiterhin der eiskalte Odem aus dem Jenseits.

Alle Tiere hatten jetzt ihre Boxen verlassen. Sechs Pferde tobten in dem engen Gang.

Sie wollten raus.

Im Gegensatz zur Gaststätte war dieser Bau nur aus Holz zusammengesetzt – auch die Wände.

Das schienen die Tiere zu wissen. Sie bäumten sich auf, traten mit ihren Hufen gegen die Wand und wollten sie einschlagen. Wolken von Heu wirbelten hoch und verschlechterten die Sicht. Das schrille Wiehern der Gäule wurde zu einer regelrechten Massenpanik. In ihrer Verzweiflung verletzten sie sich gegenseitig, traten mit ihren harten Eisen zu, rissen sich die Flanken auf und gerieten durch den Schmerz nur noch mehr in Rage.

Cora Bendix hockte zitternd in der Pferdebox und beobachtete die völlig verrückten Tiere. Ihre Augen waren angstgeweitet, sie betete

nur, daß die Pferde es endlich schafften.

Gemeinsam packten sie es. Der geballten Kraft ihrer sechs Hufe hatte auch das Holz der Außenwand nichts mehr entgegenzusetzen. Es splitterte und krachte.

Die ersten Latten brachen. Sie kippten nach außen, und noch mehr der kalten Jenseitsluft drang in den Pferdestall.

Das erste Tier stürmte nach draußen. Die Öffnung war noch nicht groß genug. An den Latten riß es sich die Haut auf, Blut lief über den Kopf, dann brachen ein paar Streben, und der Gaul stürmte nach draußen.

Er kam nicht weit.

Plötzlich geschah etwas, was Cora Bendix faszinierte und gleichzeitig entsetzte.

Der erste Gaul hatte kaum ein Dutzend Sprünge hinter sich gebracht, als mitten aus dem Boden plötzlich eine Flammenwand in die Höhe schoß.

Cora Bendix schrie, als sie dies sah. Die Flammen wuchsen in Sekundenschnelle himmelan, sie wurden nicht bewegt, sondern standen starr und verströmten auch keine Hitze.

Es war ein kaltes, magisches Höllenfeuer!

Das erste Pferd raste auf die Flammen zu. Es hatte keine Chance auszuweichen und tauchte geradewegs in die feurige Wand hinein.

Ein schrilles, schmerzgepeinigtes Wiehern, hoch bäumte sich das Tier noch einmal auf, und Cora Bendix sah, wie es auf eine grausame Art und Weise verging.

Das Fell des Tieres fiel ab, als wäre es nur ein alter Lappen. Das Fleisch verschmorte zu Asche, ebenso wie die blanken Knochen. In Sekundenschnelle lief der Vorgang ab, und zurück blieb Staub.

Den anderen Pferden drohte dasselbe Schicksal. Sie hatten sich ebenfalls losgerissen und tobten in dem engen Gang. Ihre zustoßenden Hufe hackten das Loch in der Wand noch weiter auf, so daß sie zu zweit nebeneinander ins Freie stürmen konnten.

Wiehernd galoppierten sie auf die Flammenwand zu.

Mit ihnen geschah das gleiche. Sie vergingen und wurden rasch zu Asche.

Cora wischte sich über die Augen. Die Ruhe kam ihr plötzlich gespenstisch vor. Sie hörte nicht mehr das schrille Wiehern und auch kein Prasseln des Feuers. Es brannte ruhig, in blauroten, kalt leuchtenden Farben.

Cora stand auf. Sie zitterte und hatte das Gefühl, jeden Augenblick umfallen zu müssen. Seltsamerweise schaffte sie es, die Box zu verlassen. Sie schaute durch die entstandene Öffnung in der Mauer und warf der Flammenwand einen scheuen Blick zu.

Ihre Befürchtung bestätigte sich nicht. Die Flammen rückten nicht

näher.

Cora atmete auf. Sie duckte sich instinktiv, als sie durch die Öffnung nach draußen schritt.

Vorsichtig bewegte sie den Kopf nach links und blickte dorthin, wo sich auch die Gaststätte befand.

Dort brannte ebenfalls das Feuer. Die Flammen mußten das gesamte Gelände eingeschlossen haben. Sie hatten somit den Menschen jeglichen Fluchtweg versperrt.

Baxman konnte seine Rache ungestört genießen.

Dieser Gedanke machte der jungen Frau Angst. Sie dachte an ihre Träume und an ihr erstes Leben, und plötzlich lag die Möglichkeit, abermals im Totenbrunnen zu sterben, gar nicht mehr in so weiter Ferne. Sollte sich ihr Schicksal zweimal innerhalb dieses grausamen Brunnens erfüllen?

Cora konnte nicht weiter darüber nachdenken, denn ein stöhnender Hilferuf ließ sie herumfahren.

Mein Gott, Lionel Finch! An ihn hatte sie überhaupt nicht mehr gedacht in all ihrer Panik. Jetzt machte sie sich Vorwürfe. Dabei war ihr der Mann von der ersten Begegnung her schon sympathisch gewesen. Wenn es so etwas wie Liebe auf den ersten Blick gab, dann hatte es Cora erwischt. Vor 300 Jahren hatten sie nicht zusammenbleiben können, und nun sah es ebenfalls so aus, als würde es in dieser Richtung unüberbrückbare Schwierigkeiten geben.

Cora lief zurück in den Stall.

Die Boxen waren zum größten Teil zerstört. Die Pferde hatten mit ihren scharfen Hufen die Seitenwände der kleinen Ställe regelrecht zerfetzt. Auch einige Stützbalken waren eingeknickt, deshalb hing sogar ein Teil der Decke schief.

Cora fand Lionel Finch am Ende des Ganges. Dort lag er auf dem Boden, schmerzverzerrt war sein Gesicht. Als er Cora sah, versuchte er sich aufzurichten, er schaffte es kaum, in eine sitzende Stellung zu gelangen.

»Lionel!« rief das Mädchen und rannte zu ihm, wobei es über die am Boden liegenden Holzstücke sprang. »Mein Gott, Lionel, was ist nur geschehen?« Sie ging neben dem Anwalt in die Knie und umfaßte mit beiden Händen das schweißfeuchte Gesicht.

Finch stöhnte auf. »O verdammt, mich hat es erwischt.«

»Wo?« Coras Blicke tasteten den Körper des Verletzten ab.

»An der Hüfte, im Rücken, ich glaube überall.«

»Können Sie aufstehen?«

Lionel quälte sich ein Lächeln ab. »Mit Ihrer Hilfe vielleicht, Cora.«

»Okay, versuchen wir's.« Cora packte den jungen Anwalt und wollte ihn hochhieven, doch der fiel mit einem Laut des Schmerzes wieder zurück.

»Verflucht, mein Bein. Da hat mich auch irgend etwas getroffen.«

Er holte tief Luft. »Warten Sie, ich setze mich anders hin.« Lionel rutschte zur Seite, bis er mit dem Rücken an der noch heilen Wand lehnte. Dabei hatte er die Lippen fest zusammengepreßt. Er wollte vor dem Mädchen keine Schwäche zeigen.

»So, jetzt versuchen wir es noch einmal«, sagte er gepreßt.

Wieder half Cora.

Und diesmal klappte es besser. Dank Coras Unterstützung kam der junge Anwalt auf die Beine.

Schweratmend blieb er stehen. »Danke«, keuchte er, »vielen Dank.« Er quälte sich ein Lächeln ab. »Wo sind eigentlich die anderen hin?«

»Geflohen.«

»Und Sie?«

»Ich… ich …« Sie senkte den Blick. »Ich konnte Sie doch nicht allein lassen.«

»Danke. So etwas findet man selten.«

Das Girl wurde rot.

»Und jetzt?« fragte Lionel.

»Gehen wir zu den anderen. Oder?«

»Meinetwegen. Mit Ihrer Unterstützung schaffe ich alles.« Er lächelte wieder.

Langsam gingen sie los. Lionel Finch hatte wirklich Mühe, trotz der Hilfe seine Beine zu bewegen. Zumeist schleiften sie über den Boden, aber er biß die Zähne zusammen und ließ sich nicht hängen.

Sie kamen auch dort vorbei, wo die Wand von den Pferdehufen eingeschlagen war.

Lionel blieb stehen. »Was ist denn hier geschehen?«

»Die Pferde haben sich den Weg in die Freiheit buchstäblich ertrampelt«, erklärte Cora.

»Das darf doch nicht wahr sein.«

»Was?«

»Die Flammen.« Der Anwalt streckte den Arm aus. »Diese Feuerwand – wo kommt sie her?«

»Keine Ahnung.«

»Dann sind wir gefangen.«

Cora nickte. »Es sieht so aus.«

Der Anwalt wischte sich über die Stirn. »Hätte ich das alles vorher gewußt, wäre ich gar nicht hergekommen.« Seine Stimme wurde zu einem Flüstern. »Wie sehen Sie die Überlebenschancen, Cora?«

Das Mädchen hob die Schultern.

»So würde auch meine Antwort lauten. Was ist eigentlich mit den Pferden geschehen?«

»Sie sind verbrannt.«

Lionel schaute sie groß an. »Sind die Tiere in die Flammen

hineingelaufen?«

»Ja.« Und dann berichtete Cora mit stockender Stimme, was sie gesehen hatte.

»Nein, das ist kein normales Feuer«, sagte Lionel Finch. »Das kommt aus der Hölle.«

»Genau.«

Sie wollten weitergehen, doch Finch hatte etwas entdeckt. Er machte Cora darauf aufmerksam.

»Da, sehen Sie, in den Flammen!«

Cora schaute hin.

Undeutlich sah sie jenseits der still stehenden Feuerwand drei Gestalten. Sie gingen auf die Flammen zu und passierten sie, als wären sie gar nicht vorhanden.

»Die Skelette«, hauchte das Mädchen.

Und Lionel flüsterte: »Jetzt sind wir verloren!«

***

Endlich sah ich ihn!

Baxman, um den sich alles drehte, die lebende Leiche, der Untote, der die Jahrhunderte überdauert hatte. Er stieg aus der Erde, ein monsterähnlicher Mensch mit breiten Schultern, einem gewaltigen Brustkorb und einem Schädel zum Fürchten.

Meine Lampe erhellte die unmittelbare Umgebung zwar kaum, trotzdem konnte ich sein Gesicht erkennen.

Es war eine grauenhafte Fratze. Breitflächig, mit wulstigen Lippen, einer dicken Haut, auf der fingerdicke Pusteln wuchsen.

Augenbrauen hatte Baxman nicht, seine Augen jedoch quollen aus den Höhlen vor und waren ohne Gefühl.

Wie zwei Steine…

Die Haare hingen wirr an seinem Schädel herab. Sie waren verkrustet. Dreck und Staub hatten ihre Spuren hinterlassen. Man sah diesem Ungeheuer an, welch eine Kraft in ihm steckte.

Ich war weit in die Ecke zurückgedrängt worden und hielt nach wie vor die Lampe.

Als Baxman seinen Kopf schüttelte, flogen mir ein paar Klumpen ins Gesicht. Dann stieß er einen röhrenden Laut aus und drehte sich um.

Er war bewaffnet.

Die gefährliche Axt hielt er in der rechten Hand, ein mörderisches Instrument, das die Jahrhunderte überdauert hatte, und mit dem er weitermorden wollte.

Ich löschte die Lampe.

Es wurde dunkel.

Langsam stemmte ich mich hoch. Ich nahm den Modergeruch wahr, der mir entgegenströmte, und mein Magen rebellierte. Mit beiden

Händen tastete ich nach meinem Kreuz, die einzige Waffe, die mir noch geblieben war.

Denn eins war sicher.

Baxman wollte mich töten!

Wild stampfte er mit dem Fuß auf und knurrte drohend. Die Schneide der Axt blitzte.

Mit dieser Waffe, die nicht verrostet war, hatte er vor 300 Jahren bereits getötet, und diesmal wollte er auch wieder damit morden.

Ich holte mein Kreuz hervor. Zum Glück war es dunkel, und Baxman würde die Bewegung kaum wahrnehmen, so hoffte ich wenigstens. Ich war froh, als meine Finger das geweihte Metall umfaßten, ein Strom der Wärme durchpulste meinen Körper, es gab mir Ruhe und Gelassenheit, und ich konnte Baxman gegenübertreten.

Er drehte sich.

Ein furchtbares Röcheln drang aus seinem Maul, als er den Körper regelrecht schüttelte, und da griff ich an.

Ich schleuderte mein Kreuz.

Es war ein wuchtiger Wurf. Ich hatte auf das Gesicht des lebenden Toten gezielt, doch Baxman überraschte mich.

Blitzschnell und kaum mit den Augen zu verfolgen, riß er seine Axt hoch. Er hielt die starke Schneide als Deckung vor sein Gesicht, so daß das Kreuz dagegenklirrte.

Ich hörte einen hellen, singenden Ton, der regelrecht in mein Innerstes schnitt, dann trudelte das Kruzifix zu Boden.

Jetzt war ich waffenlos.

Mit dem alten Schuh stapfte Baxman auf dem silbernen Kleinod herum. Ein dumpfes Grollen drang über die fransigen Lippen, sein gewaltiger Brustkorb hob sich.

Ich schaltete die Lampe ein.

Messerscharf traf der Strahl sein Gesicht.

Er schüttelte den Kopf und riß seinen Arm hoch. Es war der freie, der linke, mit dem rechten aber schlug er zu.

Ich hatte sekundenlang gezögert, einzugreifen, und das war mein Glück. Hätte ich versucht, das Kreuz aufzuheben, dann hätte mir die Schneide der Axt den Schädel abgetrennt. So aber verfehlte sie mich um Haaresbreite.

Im nächsten Augenblick aber entbrannte in dem engen Brunnenverlies ein Kampf auf Leben und Tod.

Dieses untote Ungeheuer war voll auf Mord und Vernichtung programmiert. Und ich sollte sein Opfer sein.

Baxmann fuhr herum. Ich sah nur seinen Schatten, weil ich die Lampe auch nicht mehr halten konnte, denn ich benötigte beide Hände, um die Angriffe abzuwehren.

Baxmans Fäuste umklammerten den Axtgriff. Aus der Drehung

heraus schlug er zu.

Ich hörte sogar den Luftzug, als die blitzende Klinge von oben nach unten schräg auf mich zuraste. Wuchtig warf ich mich zur Seite und prallte frontal gegen die feuchte Wand, doch die Axt hatte mich verfehlt. Sie hämmerte in die Wand, sehr tief, und sie blieb mit der Schneide darin stecken.

Bevor Baxman die Waffe wieder hervorziehen konnte, blieben mir ein paar Sekunden. Ich wirbelte herum und warf mich mit vollem Gewicht gegen die Beine des Untoten.

Baxman, der nach dem Griff hatte fassen wollen, verfehlte ihn und geriet ins Wanken.

Er fiel hin.

Wie ein Blitz war ich über ihm. Diesmal gebrauchte ich meine Fäuste. Meine Doubletten kamen knallhart. Links und rechts trafen ihn die Schläge. Das Monster wurde regelrecht durchgeschüttelt, aber es zeigte keinerlei Wirkung.

Statt dessen schmerzten mir die Fäuste, und der Zombie riß plötzlich seinen Schädel hoch.

Ich ahnte die Bewegung, mehr als daß ich sie sah, konnte nicht mehr ausweichen, und seine Stirn krachte gegen die meine. Ein ganzes Feuerwerk blitzte vor meinen Augen auf. Ich fiel nach hinten und hatte erst einmal Sendepause.

Doch das Wissen um die unmittelbare Gefahr trieb mich wieder an. Ich durfte jetzt nicht bewußtlos werden, denn das würde mein Ende bedeuten.

Hart riß ich mich zusammen, atmete tief, schnell und keuchend.

Langsam ging es mir besser.

Baxman griff noch nicht an. Er war dabei, die Axt aus der Wand zu ziehen.

Ich zog meine Beine an.

Als Baxman an der Axt hantierte, schnellte ich mit meinem gesamten Körper vor. Beide Füße trafen das Monster in den Rücken und wuchteten es nach vorn.

Baxman klatschte gegen die Wand.

Ich aber stützte mich ab und kam wieder auf die Füße. Natürlich war ich nicht fit, ich taumelte, denn der Luftmangel und die Nachfolgen der Schläge machten mir zu schaffen.

Ich dachte nur an mein Kreuz. Wenn ich es in die Hand bekam und richtig einsetzen konnte, war alles gerettet.

Doch in der Dunkelheit das Kruzifix zu finden, war verdammt schwer. Zudem hatte Baxman es in den Boden getreten, das Silber leuchtete also nicht.

Ich schaltete wieder die Lampe ein und beobachtete Baxman, der mit einem Knurren herumfuhr.

Er hatte seinen Mund geöffnet. An der Lippe entlang tropfte gelblicher Schleim.

Ekel stieg in mir hoch.

Ich bewegte meine Hand mit der Lampe und zeichnete Zickzacklinien in Baxmans Gesicht.

Er röhrte wütend und schlug wieder zu.

Es lag ungeheuer viel Kraft hinter diesen Hieben. Diesmal tauchte ich nach rechts weg und jagte ihm die gekrümmte Karatehand gegen den Arm.

Jeden anderen Menschen hätte dieser Schlag ausgeschaltet. Nicht Baxman, den Untoten. Er geriet zwar aus seiner ursprünglichen Angriffsrichtung, aber sein Drang, mich zu töten, war längst nicht gestoppt. Im Gegenteil, beim nächsten Angriff trat er mit dem rechten Fuß zu.

Darauf war ich nun nicht vorbereitet. Ich kassierte den Tritt voll, wurde bis gegen die Wand geschleudert und spürte erst dann den feurigen Schmerz.

Ich hatte das Gefühl, mein Körper wäre in der Mitte auseinandergesägt worden. Unbewußt krümmte ich mich zusammen, die Lampe hielt ich noch fest, der feine Strahl leuchtete jetzt den Boden an.

Ich stöhnte auf. Meine Lungen drohten zu platzen, sie bekamen kaum noch Sauerstoff, und das verdammte Monster war noch immer in blendender Form.

Ich sah seinen Schatten an der Wand hochgleiten, und ich sah, wie er weit ausholte. Diesmal zu dem alles vernichtenden Hieb, der mich buchstäblich in zwei Hälften spalten sollte.

Noch befand sich der Arm hinten, dann schleuderte er ihn vor.

Unheimlich schnell raste die mörderische Schneide auf mich zu. In dieser Sekunde der tödlichen Gefahr wuchs ich über mich selbst hinaus. Plötzlich waren die Schmerzen verschwunden, jede Faser meines Körpers schrillte Alarm, und ich ließ mich im buchstäblich letzten Moment auf die Knie fallen.

Es gab ein dumpfes Geräusch, als die Schneide der Axt in die Wand wuchtete. Von der eigenen Kraft vorangetrieben, fiel der schwere Untote gegen mich und drückte mich mit seinem Gewicht zu Boden.

Ausruhen wollte ich mich nicht. Ich legte beide Fäuste gegeneinander und rammte sie in die Höhe.

Es war ein Schlag, in den ich alles hineingelegt hatte, und er erzielte auch seine Wirkung. Baxman wurde von mir weg und zur Seite geschleudert.

In den nächsten Sekunden reagierte ich automatisch. Meine Tätigkeiten wurden von Reflexen gesteuert. Während Baxman noch am Boden lag, packte ich mit beiden Händen den Stiel der Axt und riß

die Waffe aus der Wand.

Ich schaffte es beim zweiten Versuch.

Dann hatte ich die Axt. Mit ihr in der Hand wirbelte ich herum und schlug aus der Drehung zu.

Das Instrument war ziemlich schwer, und – einmal unterwegs – kaum zu stoppen. Das merkte auch ich, aber ich hielt nicht fest genug. Die schwere Axt rutschte mir aus beiden Händen, bekam durch die Schlagbewegung einen raffinierten Drall und schoß wie eine Rakete hoch in den Brunnen, wo sie einen Bogen schlug und mit der Schneide ausgerechnet zwischen zwei Steinen in einem Spalt steckenblieb.

Es gibt solche Zufälle im Leben, hier hatte ich es mit einem zu tun. Ich hätte heulen können vor Wut, aber jetzt standen die Chancen ungefähr gleich.

Auch Baxman war waffenlos.

Doch hier irgendwo lag noch mein Kreuz. Wenn ich es fand, hatte ich gewonnen.

Der Zombie fuhr herum. Er hatte die Arme, ausgestreckt und die Finger gekrümmt, so wollte er mich packen, doch ich schleuderte ihn mit einem Schulterwurf zu Boden. Dicht neben der Lampe blieb Baxman liegen, war aber schnell wieder auf den Beinen, bevor ich noch nach meinem Kreuz suchen konnte.

Dann tat er etwas, womit ich nie gerechnet hätte.

Baxman floh!

Er packte eines der Steigeisen, das auch sein Gewicht hielt und zog sich daran in die Höhe. Mit nahezu affenartiger Geschwindigkeit kletterte er den Brunnenschacht hinauf.

Ich fluchte wild und suchte weiter. Verdammt, wo lag das Kreuz denn?

Ich nahm die Lampe zu Hilfe, suchte den matschigen Boden ab, wühlte ihn auf und fand das Kruzifix.

Ein Stöhnen der Erleichterung drang über meine Lippen. Endlich hatte ich es.

Doch Baxman war verschwunden.

Daß er weiter kletterte, merkte ich daran, wie mir Erde und Rost auf den Kopf rieselten. Die kleine Lampe hielt ich jetzt in der linken Hand und leuchtete hoch.

Ich sah Baxman nicht mehr, so weit war er voraus.

Es hatte keinen Zweck, das Kreuz hinter ihm herzuschleudern, sein Vorsprung war zu groß.

Und verfolgen?

Ich merkte, wie meine Knie zitterten. Auf einmal drehte sich alles vor meinen Augen, ich fiel nach vorn, wollte mich noch an der Wand abstützen, verfehlte sie aber.

Schwer knallte ich zu Boden und blieb erschöpft liegen, während die

Finger meiner rechten Hand das Kreuz umklammert hielten…

***

Der Anblick der durch die Flammenwand schreitenden Skelette faszinierte die beiden Menschen. Sie hatten so etwas noch nie gesehen, und es war auch gegen alle Naturgesetze, daß so etwas überhaupt gutging.

Aber den Knöchernen machte das Feuer nichts. Sie schritten hindurch, als würde es überhaupt nicht existieren.

»Sagenhaft«, flüsterte der junge Anwalt. Er spürte kaum, daß sich Cora fest gegen ihn preßte, so sehr nahm ihn der Anblick der wandelnden Skelette gefangen.

Cora nickte nur.

Die Knöchernen nahmen nicht den Kurs auf den Reitstall, sondern bogen ab zum Haupthaus. Sie waren noch immer mit den Gewehren bewaffnet und hielten sie schußbereit.

»John Sinclair ist nicht bei ihnen«, wisperte das Mädchen.

»Was sagst du?«

»Daß John Sinclair nicht dabei ist.«

»Verdammt, du hast recht.« Unwillkürlich waren die beiden zum vertrauten Du übergegangen. »Aber wo kann er sein?«

»Im Brunnen?«

Der Anwalt nickte.

»Dann ist er auch gestorben«, sagte Cora mit kaum verständlicher Stimme, während Tränen ihre dunklen Augen füllten. »Und wenn er gestorben ist, werden wir alle sterben.«

»Wir könnten fliehen«, schlug Lionel vor.

»Wie denn? Durch die Flammen?«

»Man müßte es zumindest versuchen. Die Skelette haben es auch geschafft.«

»Sie sind keine normalen Lebewesen. Bei den Pferden war es anders. Die sind verbrannt, ich selbst habe es gesehen. Glaub mir, Lionel.«

»Trotzdem will ich es versuchen.«

»Und wie?«

Als Antwort löste sich der junge Anwalt aus dem Griff des Girls und bückte sich stöhnend. »Halt mich mal«, forderte er Cora auf.

Sie tat ihm den Gefallen.

Der junge Anwalt hob eine der abgebrochenen Latten auf, wog sie kurz in der Hand und ging ein paar Schritte vor, ohne dabei dem Feuer zu nahe zu kommen.

»Nicht!« rief Cora. »Ich…«

Da schleuderte der Anwalt die Latte. Sie drehte sich ein paarmal in der Luft und verschwand in der Flammenwand.

Sofort fing das Holz Feuer. Es loderte kurz auf und explodierte dann,

wobei die Funken nach allen Seiten flogen. Zurück blieb die graue Asche.

Lionel kam wieder zurück. »Das war's wohl«, sagte er und hob die Schultern.

»Wir kommen nicht weg!« erklärte Cora.

»Genau.«

»Und was jetzt? Bleiben wir hier?«

Der Anwalt war dafür. »Allerdings lassen wir die anderen damit im Stich«, meinte er.

Cora hatte Einwände. Sie klammerte sich so hart an ihm fest, daß er das Gesicht verzog. »Haben sie dir geholfen, als es dir vorhin dreckig ging? Nein, also was sollen wir da?«

»Trotzdem, wir müssen hin.«

»All right. Wie du willst.« Sie senkte den Kopf.

Lionel Finch lächelte. »Wenn alles vorbei ist, gehen wir dann nach London?«

»Zusammen?«

»Von mir aus.«

»Ja, Lionel, ich gehe mit dir nach London. Was vor 300 Jahren nicht hatte sein sollen, möchte ich jetzt haben.«

»Sah ich damals schon genauso aus?« fragte der Anwalt.

»Möglich. Aber du hattest den gleichen Namen. Zufälle gibt es, das glaubt man gar nicht.«

»Es ist die Schicksalsfügung«, lächelte Lionel Finch. Er nahm das Mädchen in die Arme. Sekundenlang versank für die beiden die Welt, dann drückte Lionel Cora wieder von sich.

»Noch haben wir es nicht geschafft«, sagte er und verzog das Gesicht, weil er seine Hüfte gestoßen hatte. »Wir müssen zu den anderen.«

Das Girl nickte. Es widersprach auch nicht mehr. Gemeinsam schritten sie den Gang zurück.

Lionel ging vor, während sich Cora knapp hinter ihm hielt.

Sie hatten kaum den Reitstall verlassen, als Cora Bendix leise aufschrie.

Ein Skelett stand vor ihnen.

Es sah wie zuvor aus, in seiner wallenden langen Kutte. Der blaßgelbe Totenschädel grinste unter der Kapuze, und die Knochenfinger hielten das Gewehr umklammert.

Als der Unheimliche die beiden Menschen sah, hob er die Waffe an und richtete die Mündung auf Cora und Lionel.

»Kommt mit!«

Die beiden nickten.

Cora zitterte wie Espenlaub, während Lionel überlegte, wie er dem Skelett die Waffe entwinden konnte. Aber in seiner Verfassung schaffte er das nicht, der Gegner würde immer stärker sein.

Sie passierten die gräßliche Gestalt. Cora glaubte den Hauch des Todes zu spüren, der das Skelett umgab. Eine Gänsehaut rieselte über ihren Rücken.

»Ihr kennt den Weg?«

»Ja.«

»Dann geht zu den anderen. Aber gebt acht, ich werde schießen, wenn ihr euch falsch bewegt.«

Die Drohung war unmißverständlich. Beide Menschen dachten auch nicht im Traum daran, Widerstand zu leisten.

Mit zitternden Knien betraten sie die Gaststube. Hier sah noch alles so aus wie zuvor. Kein Feuer hatte gewütet, nichts war zerstört worden.

Aber auch dieses Haus hatten die Flammen eingeschlossen.

Durch die Fenster konnten Cora und Lionel die Flammenwand sehen.

Beiden fiel ein Stein vom Herzen, als sie die anderen Menschen sahen. Sie lebten.

Die Wirtsleute, Gavin Nesbitt und Fred McMillan. Allen stand die nackte Angst ins Gesicht geschrieben. Und Angst konnten sie auch haben, denn die beiden anderen Skelette hatten sich gut verteilt und hielten mit ihren Waffen die Menschen in Schach.

Sie hatten wieder am runden Tisch Platz nehmen müssen und die Hände auf die Platte gelegt.

»Geht zu ihnen!« grollte der Knochenmann hinter Cora und Lionel.

Die beiden steuerten den Tisch an. Sie wurden aus großen Augen angestarrt.

Lionel konnte sich nicht so glatt und sicher bewegen wie sonst. Er humpelte.

»Ist Ihnen was passiert?« Nesbitt stellte diese dumme Frage.

»Nein!« knirschte der Anwalt und nahm auf einem noch freien Stuhl Platz.

Cora setzte sich neben ihn und legte ihre Hand auf seinen Arm.

Ein Skelett – es war das, das Cora und Lionel in den Raum geführt hatte – stellte sich ans Fenster.

»Der wartet auf etwas«, wisperte Cora.

Lionel nickte.

Es wurde still. Niemand traute sich, ein Wort zu reden. Nur die Atemzüge der Gefangenen waren zu hören.

Minuten vergingen.

Lionel Finch schaute in die Gesichter seiner Mitgefangenen. Das Wirtsehepaar saß da, hielt sich an den Händen gefaßt und schaute stur zu Boden. Gavin Nesbitt zitterte. Seine dicke Unterlippe war in ständiger Bewegung. Dem Nebenmann, McMillan, rann der Schweiß in Strömen über das Gesicht. Er wagte jedoch nicht, die Hand zu heben und ihn wegzuputzen.

Auch Cora und Lionel spürten die Angst. Jeder von ihnen wußte, daß etwas geschehen würde.

Nur was und wann, das wußten sie nicht.

Plötzlich begann das Skelett an der Theke zu sprechen. »Ihr werdet sterben«, sagte er. »Ihr werdet alle sterben, und er wird euch töten, damit wir zurück in die Gräber können und endlich unsere Ruhe haben.«

Lionel faßte sich ein Herz. »Kommt Baxman?«

»Ja. Er müßte eigentlich schon unterwegs sein. Und er bringt seine Axt mit. Dieselbe Waffe, die er auch vor 300 Jahren besaß. Durch sie werdet ihr den Tod erleiden.«

Das waren harte Worte, und sie verfehlten die Wirkung nicht.

Gavin Nesbitt verlor als erster die Nerven. Da er ganz außen saß, sprang er hoch.

»Ich will aber nicht sterben!« stöhnte er. »Ich will nicht!«

»Reißen Sie sich zusammen!« schrie Finch.

»Nein, ich will nicht!«

Er wollte wegrennen, doch dagegen hatten die höllischen Aufpasser etwas. Ein Schlag mit dem Gewehrlauf streckte Gavin Nesbitt zu Boden. Wimmernd blieb er liegen und preßte beide Hände auf seine getroffene Schulter.

»Darf ich ihm hochhelfen?« fragte Lionel.

»Nein!«

In diesem Augenblick meldete sich das Skelett am Fenster. »Baxman kommt!« rief es grollend…

***

Ich erholte mich langsam. Immer wenn ich tief einatmen wollte, hatte ich das Gefühl, mich übergeben zu müssen. Dieser widerliche Gestank auf dem Grund des Brunnens brachte mich noch um.

Lange durfte ich nicht mehr liegen bleiben.

Ich stemmte mich hoch, sah in der rechten Hand etwas glitzern und erkannte mein Kreuz.

Ich hatte es instinktiv festgehalten, wie einen Rettungsanker, was es auch war.

Meine Knie waren weich. Es gab kaum eine Stelle, die nicht schmerzte. Ein paar Blutergüsse und Prellungen hatte ich mir sicherlich zugezogen.

Aber ich lebte.

Und ich war auch bereit, gegen sie anzutreten. Zum Henker, die Mächte der Finsternis sollten keinen Sieg erringen. Ich wollte es ihnen so schwer wie möglich machen.

Baxman war entkommen.

Daran gab es nichts zu rütteln. Und er hatte einen verdammt großen

Vorsprung, den ich kaum einholen konnte. Wo er hinwollte, war mir klar. Und was er mit den Menschen machte, das konnte man auch leicht erraten. Sie befanden sich in höchster Lebensgefahr, falls Baxman sie nicht schon getötet hatte.

Der Gedanke daran gab mir neue Kraft und peitschte auch meine Wut gegen dieses Wesen hoch. Wenn noch etwas zu retten war, dann mußte ich es versuchen und durfte keine Sekunde mehr verlieren.

Ich begann mit dem Aufstieg.

Noch immer schmerzten die Schultern und zitterten meine Beine, als ich mit den Fußspitzen nach dem ersten Steigeisen suchte. Ich fand es und kletterte hoch.

Mit Schrecken mußte ich feststellen, daß die Axt nicht mehr zwischen den Steinen im Brunnenrand steckte. Baxman mußte sie mitgenommen haben.

Das Klettern wurde zu einer regelrechten Qual, ein mühsames Unterfangen, und ich mußte immer wieder pausieren, um neuen Atem zu schöpfen.

Die Luft allerdings wurde besser, je höher ich kam. Beiß die Zähne zusammen, sagte ich mir. Du schaffst es, du mußt es schaffen.

Ich kletterte weiter.

Mittlerweile spielten auch meine verkrampften Muskeln wieder mit. Yard für Yard überwand ich. Meine Hände fanden mit traumwandlerischer Sicherheit die Steigeisen. Hin und wieder hielt ich inne und blickte nach oben.

Als graues Schemen zeichnete sich das Ende des Brunnens ab.

Ein Kreis, der kaum näherzurücken schien. Doch als der erste kühle Luftzug mein Gesicht traf, atmete ich auf.

Bald hatte ich es hinter mir!

Irgendwie wurde ich durch den Luftzug beflügelt, auf einmal ging alles schneller, und dann tauchten die letzten drei Steigeisen vor mir auf.

Ich sah den Brunnenrand, streckte meinen rechten Arm aus, umfaßte ihn und stemmte mich hoch.

Mit dem Oberkörper lag ich auf der brüchigen Mauer, während meine Beine noch in den Schacht baumelten. Dann ließ ich mich nach vorn fallen, rollte mich über die Schulter ab und blieb mit ausgebreiteten Armen und Beinen völlig erschöpft auf dem Rücken liegen.

Luft!

Herrliche, frische Luft. Ich saugte sie gierig in meine Lungen. Ich fühlte mich wie ein König, weil ich eben diese Luft zum Atmen hatte.

Ich war dem Leichenbrunnen entkommen.

Allerdings hatte ich die Leichen nicht gesehen. Ich wollte es auch gar nicht. Wahrscheinlich lagen sie wie auch Baxman irgendwo unter der

Erde verschüttet und waren längst vermodert.

Lange konnte und durfte ich mich nicht ausruhen, denn es galt, Menschenleben zu retten.

Falls es nicht schon zu spät war…

Ich rollte auf den Bauch und stemmte mich hoch. Am Brunnenrand hielt ich mich dabei fest, um auf die Beine zu kommen. Erst einmal schwankte die Welt wieder vor meinen Augen, und ich mußte ein paar tiefe Atemzüge durchstehen, um wieder einigermaßen auf der Höhe zu sein.

Voll da war ich noch lange nicht. Dafür hatte ich zuviel einstecken müssen. Jetzt war der Zeitpunkt gekommen, wo ich mich revanchieren konnte.

Die Richtung hatte ich mir gemerkt. Ich wußte, wie man zu Horse Lodge kam, auch durch den Wald.

Es war in der Tat ziemlich dunkel geworden und auch kalt. Der Wind fuhr mir unangenehm durch die Kleidung, bog die Zweige der nahen Bäume und rieb die Blätter raschelnd gegeneinander.

Ich näherte mich meinem Ziel und tauchte dabei in den Wald ein.

Dann hatte ich Glück. Fast wäre ich über meine Beretta gestolpert. Sie lag am Waldrand still und friedlich. Die drei Knochenmänner hatten vergessen, sie mitzunehmen.

Ich hob sie auf.

Plötzlich konnte ich wieder lächeln. Jetzt fühlte ich mich sicherer.

Vielleicht kam ich auch noch an meinen im Bentley verstauten Koffer heran und konnte mich mit weiteren Waffen eindecken.

Ich steckte die Beretta in den Hosenbund. Wer mich so sah, mußte mich für einen Penner halten, in der verdreckten und abgerissenen Kleidung. Auch mein Gesicht sah bestimmt nicht besser aus. Ich hatte schließlich ein paarmal im Schlamm gelegen.

Äußerlichkeiten spielten jedoch keine Rolle. Für mich ging es um viel mehr.

Ich mußte Menschenleben retten!

Der rötliche Schein fiel mir schon von weitem auf. Er füllte die Lücken, zwischen den Bäumen aus. Der Farbe nach konnte es sich dabei nur um Feuer handeln.

Ich wurde vorsichtiger, obwohl die Zeit drängte.

Schließlich stand ich vor der Flammenwand und schaute mit großen Augen gegen dieses feurige Hindernis. Ich konnte plötzlich nicht mehr denken. Zu groß war die Enttäuschung, es doch nicht mehr schaffen zu können.

Sekundenlang schloß ich die Augen. Ich hörte mein Herz schlagen, spürte auch noch die Nachwirkungen des Kampfs – und zuckte zusammen, als hätte mir jemand einen Schlag auf die Schulter gegeben.

Warum war mir das denn nicht gleich aufgefallen!
Das Feuer strahlte keine Wärme ab.
Jawohl, Freunde, es war kalt.
Vor mir loderte ein Höllenfeuer.
Und womit löschte man das? Mit Wasser bestimmt nicht, es gab andere Methoden dafür.
Ein Kreuz, zum Beispiel!
Vielleicht konnte mein Kreuz in das Höllenfeuer eine Bresche schlagen. Wenn nicht, war alles verloren.
Leider konnte ich das Haus nicht erkennen. Die Flammen standen zu hoch, sie verbargen selbst das Dach vor meinen Blicken.
Ich holte das Kreuz hervor. So manches Mal hatte es mir geholfen, mich gegen das Böse zu behaupten. Auch diesmal wollte ich mit ihm die Macht der Hölle brechen.
Ich nahm es in die rechte Hand, atmete noch einmal tief durch und schritt auf die blaurote, kalt schimmernde Flammenwand zu…

***

»Baxman kommt!«
Das Skelett wiederholte diesen Ruf, und er wirkte auf die Menschen wie ein Tiefschlag.
Sie schauten sich an.
Entsetzen flackerte in ihren Blicken. Bis jetzt hatten sie noch gehofft, doch nun kam der Henker.
Gavin Nesbitt stemmte sich vom Boden hoch. Schwankend blieb er stehen, schaute mit irrem Blick zum Fenster und wankte dann auf seinen Platz zu.
Es wurde wieder still.
Dann hörten sie die Schritte.
Draußen im Flur.
Tapp, tapp, tapp…
Es waren schwere, aber zielsichere Schritte. Der Ankömmling wußte genau, wo er hinwollte.
Jetzt war er kurz vor der Tür.
Alle Gesichter wandten sich dem Eingang zu. Schweiß schimmerte auf der Haut der Menschen.
Da flog die Tür auf!
Baxman war da!
Die Menschen erstarrten zur Regungslosigkeit. Mit einem Tritt hatte der lebende Tote die Tür aufgestoßen, jetzt blieb er dicht hinter der Schwelle stehen.
Cora konnte einen leisen Aufschrei nicht unterdrücken, als sie den Unheimlichen sah. Dafür war die Gestalt zu schaurig.
Überdurchschnittlich groß, ein wüstes, von Pusteln verunstaltetes

Gesicht, leere und trotzdem grausam wirkende Pupillen. Lumpen hingen um seinen Körper, strähniges Haar bedeckte den Schädel an beiden Seiten, und Baxman hielt eine Axt in der Hand.

Die gefährliche Mordwaffe.

Seine schwieligen Fäuste umklammerten den Griff. Das Gesicht zuckte, und ein böses Grisen umspielte die lappigen Lippen, als er langsam vorschritt.

»Endlich, endlich bist du da«, sagte das am Fenster stehende Skelett und wandte sich um, um Baxman entgegenzugehen.

Der jedoch knurrte nur. Er schüttelte den Kopf, als wollte er eine Fliege verscheuchen.

Dann ging er weiter.

Für seine Helfer hatte er keinen Blick, er starrte nur die Menschen an.

Seine Opfer…

Zwei, drei Schritte brachten ihn bis in die Nähe der Menschen.

Vor dem Tisch blieb er stehen, senkte den Kopf und starrte die Frau und die drei Männer an.

Die Wirtsleute sah er gar nicht. Sie interessierten ihn nicht.

Sekundenlang geschah nichts. Dann löste Baxman eine Hand vom Griff der Axt, streckte den Finger aus und deutete einen Halbkreis an. Er machte es spannend, die Nerven der Dasitzenden vibrierten, auf den Gesichtern hatte sich ein dicker Schweißfilm gebildet, Angst fraß sich in ihre Seelen.

Plötzlich kam der Zeigefinger zur Ruhe. Er deutete genau auf Gavin Nesbitt.

»Du!« sagte Baxman nur…

***

Ich machte die ersten Schritte.

Zaghaft noch, vorsichtig…

Irgendwie hatte ich Angst, die Feuerwand zu betreten. Ich vertraute zwar auf mein Kreuz, aber ob ich mit seiner Hilfe eine Bresche schlagen konnte, war nicht hundertprozentig sicher.

Näher und näher kam ich, spürte noch immer keine Hitze, die meinen Körper ansengen wollte.

Ich streckte den rechten Arm aus.

Das Kreuz hielt ich zwischen zwei Fingern und leicht nach vorn geneigt, damit es als erstes die Flammenwand berühren konnte.

Würde es gelingen? Würde die Kraft der vier Erzengel auch diesmal ausreichen?

Dann berührte das Silber die magische Feuerwand.

Ein Knistern. Im selben Moment sprühten Funken, bildeten ein wirres Durcheinander, blendeten mich. Für den Bruchteil einer Sekunde

spürte ich den eiskalten, aus dem Jenseits stammenden Hauch, dann riß ich die Augen wieder auf.

Die Flammenwand war verschwunden!

Die Weiße Magie des Kreuzes hatte sie geschafft. Sie war irgendwohin versunken, ich wußte nicht wohin, das war mir auch egal.

Ich hatte freie Bahn – nur das zählte.

Ich ging weiter.

Meine Blicke fielen auf Horse Lodge. Die Bäume breiteten bereits ihre langen Schatten aus. Bald würde es dunkel werden.

Erkennen konnte ich nicht, was sich hinter den Scheiben abspielte. Aber ich sah, daß ein Nebengebäude zerstört war.

Hatte Baxman schon derart gewütet? Lebten die Menschen dann überhaupt noch?

Die Stille war schlimm. Sie zerrte auch an meinen Nerven. Ich ging weiter, hörte meine eigenen Schritte – und dann eine gellende, kreischende Stimme aus dem Haus, die mir eine Gänsehaut über den Rücken peitschte.

»Mörder! Verdammter Mörder…!«

***

Gavin Nesbitt wurde noch bleicher, als er ohnehin schon war. Er schien innerlich zu zerbrechen, richtig zusammenzusacken, sein Kopf fiel nach vorn, dann aber ging ein Ruck durch seinen Körper.

»Nein!« brüllte Nesbitt. »Nein, verdammt, ich will nicht sterben. Nein, nein, nein!«

Er sprang auf. So heftig, daß der Stuhl hinter ihm aus dem Gleichgewicht geriet und zu Boden kippte.

Mit gehetztem Blick schaute er sich um. Er suchte nach einem Fluchtweg, wollte wegrennen, sprintete dann an dem wartenden Baxman vorbei, schlug einen Bogen und rannte auf die Tür zu.

Er schaffte nur die Hälfte der Strecke, denn die drei Skelette paßten höllisch auf.

Das erste Skelett schleuderte sein Gewehr. Mit dem Kolben voran flog es durch die Luft und genau zwischen die Waden des Flüchtlings. Nesbitt stolperte, aber wie durch ein Wunder konnte er sich auf den Beinen halten, fiel gegen einen Tisch und stützte sich ab.

Das Gewehr war neben ihm zu Boden gefallen.

Da kam ihm eine verzweifelte Idee. Er hob die Waffe auf, riß sie hoch und fuhr damit herum.

Nesbitt drückte ab.

Er hatte noch nie geschossen, aber die Kugel hieb in Baxmans rechte Brustseite. Der Untote bekam einen harten Stoß und wankte zwei Schritte zurück. Wo die Kugel getroffen hatte, befand sich ein

faustgroßes Loch.
Aber Baxman fiel nicht – er blieb auf den Beinen und schüttelte nur den Kopf.
Nesbitt zitterte. Er begriff nicht, daß jemand trotz des Einschlags noch überlebt hatte.
Dann waren die Skelette da. Sie ließen dem Ärmsten keine Chance und überwältigten ihn im Nu.
Ihre Knochenfinger packten eisern zu und drückten Gavin Nesbitt zu Boden. Die Skelette bogen seine Arme auf den Rücken, der Mann war nur noch ein Angstbündel.
Er weinte und wimmerte, doch die Knöchernen kannten kein Pardon. Sie schleppten ihn vor Baxman.
Breitbeinig hatte sich der Untote aufgebaut. Sein Gesicht war eine grausame Maske, als er lächelte und langsam die rechte Hand mit der Axt hob.
Nesbitt hob den Kopf. Aus tränennassen Augen blickte er den Unheimlichen an.
»Nein, bitte nicht!« wimmerte er. »Laß mich leben. Bitte… ich habe dir doch nichts getan!«
Der Untote schüttelte den Kopf. Es war eine grausame, endgültige Geste.
Die anderen Menschen schauten zu. Sie wagten nicht, sich einzumischen. Selbst Lionel Finch sagte nichts. Aus irren Augen starrte er gegen den Rücken des Henkers.
Baxman hob die Axt.
Da griff Cora ein. Als hätte es nur dieser einen Bewegung bedurft, erwachte sie aus ihrer Erstarrung, schnellte von dem Stuhl hoch. Bevor noch jemand eingreifen konnte, fiel sie Baxman in den Arm.
»Du Tier! Mörder! Verdammter Mörder!« kreischte sie und bog den Arm zurück.
Baxman wurde wütend. Er fuhr herum. Gleichzeitig kam seine linke Faust. Sie traf das Girl so hart, daß es zu Boden stürzte. »Du kommst auch noch dran!« brüllte er und wandte sich wieder seinem Opfer zu.
Als Lionel Finch das Mädchen aus der Nase blutend am Boden liegen sah, riß auch bei ihm der Faden.
Wild sprang er auf, packte den Stuhl und schlug ihn Baxman über den Schädel.
Im selben Augenblick raste die Axt nach unten.
Ein Schrei, das schaurige Röcheln – ein dumpfer Fall…
Baxman taumelte von der Wucht des Treffers. Dann hob er die Axt und hieb zu.
Lionel hatte Glück, daß er noch den Stuhl in der Hand hielt. Die Axt traf nur das Holz. Es fegte zwei Stuhlbeine weg wie Streichhölzer.
Cora Bendix schrie auch nicht mehr. Aus schockgeweiteten Augen

starrte sie auf den Toten. Dann glitt ihr Blick weiter, hin zu Lionel, der verbissen kämpfte.

Die Skelette griffen nicht ein. Sie sahen zu, wie der junge Anwalt in die Enge getrieben wurde. Lange würde er den Schlägen nicht mehr ausweichen können, und Baxman machte sich einen Spaß daraus, ihn durch die Gaststätte zu treiben.

Wieder riß Lionel einen Stuhl an sich, schwang ihn hoch und schlug damit zu.

Er verfehlte Baxman, dafür aber stellte ihm eines der Skelette ein Bein.

Lionel fiel hin.

Aus. Jetzt waren seine Chancen vorbei.

Baxman lachte auf und hob die Axt zum tödlichen Schlag.

Auch Cora sah dies und schrie markerschütternd ihre Angst hinaus…

***

In diesem Augennblick betrat ich den Raum!

Die Tür war nicht verschlossen gewesen, ich hatte sie mit einem Ruck aufgetreten, hielt in der linken Hand mein Kreuz und in der rechten meine Beretta.

»Halt!« peitschte meine Stimme.

Die Szene schien einzufrieren. Baxman schlug nicht mehr zu, und auch die Skelette griffen nicht ein.

Alle Anwesenden starrten mich an.

Niemand hatte wahrscheinlich mit meinem Auftauchen gerechnet. Sie hielten mich für tot, im Leichenbrunnen umgekommen.

Aber die Knöchernen schienen zu wissen, daß ich Baxman besiegen konnte.

Sie handelten.

Ohne daß sie den Befehl dazu bekommen hätten, glitten sie vor und deckten mit ihren knochigen Körpern den ihres Meisters.

Gleichzeitig hoben sie die Gewehre.

Die Mündungen zielten auf mich.

Ich explodierte förmlich. Ich hatte mich selbst in diese Lage gebracht und mußte sie auch meistern. All das, was ich im Trainingscamp des Yard gelernt hatte, spielte ich nun aus.

Zähigkeit, Kampfeswille, Reaktionsschnelligkeit.

Ich hatte kaum den Boden berührt, als die Beretta schon aufpeitschte. Groß zu zielen brauchte ich nicht, denn die knöchernen Gestalten standen ziemlich dicht beieinander. Und während ich weiter feuerte, hörte ich das Krachen der Gewehre und rollte mich verbissen um meine eigene Achse. Der ganze Vorgang lief so schnell ab, daß es kaum möglich erscheint, ihn zu schildern.

Zuerst wurde das linke Skelett getroffen. Mein Silbergeschoß hieb

durch die Kutte und riß den Brustkorb auseinander. Die Knochen flogen nach allen Seiten weg.

Das zweite Geschoß wuchtete in das mittlere Skelett. Die Silberkugel riß es fast in zwei Hälften.

Mit dem dritten Schuß fehlte ich. Die Kugel setzte ich in das Tresenholz.

In das hellere Peitschen der Beretta mischte sich das Krachen der Gewehre.

Doch ich hatte Glück. Meine Kugeln trafen einen Sekundenbruchteil zuvor und brachten die Gewehre der Skelette aus der eigentlichen Schußbahn.

Das dritte Skelett hatte aus den Fehlern seiner Artgenossen gelernt. Es bewegte sich zur Seite und suchte hinter einem Tisch Deckung, während niemand mehr auf Baxman achtete.

Auch ich nicht, denn ich hatte mit dem letzten Skelett genügend zu tun.

Ich schnellte mich vom Boden ab, kam gut auf, rollte über die Schulter weg und prallte gegen einen Stuhl, der sofort umkippte.

Zweimal krachte das Gewehr. Beide Kugeln verfehlten mich nur hautnah. Aus den Augenwinkeln sah ich, daß die übrigen Menschen hinter den Tischen Deckung gefunden hatten.

Die Idee war gut.

Ich drückte meinen Handballen unter die Platte und warf den Tisch um. Der dritte Schuß hämmerte in die Platte. Sie war dick genug und hielt die Gewehrkugel auf.

Und dann krachten hinter mir Schüsse.

Hastig drehte ich den Kopf.

Lionel Finch hatte die Initiative ergriffen, sich ein Gewehr geschnappt und feuerte nun auf das letzte Skelett. Er konnte es zwar nicht töten, aber seine Absicht, es in Deckung zu halten, war ausgezeichnet. Ich konnte meine Stellung wechseln und mir einen besseren Standort suchen, während mir Lionel Feuerschutz gab.

Blitzschnell huschte ich auf das Fenster zu, gelangte dadurch fast in eine Höhe mit dem Tisch, hinter dem das Skelett lag, und konnte den Knochenmann auch erkennen.

Er schielte gerade an der anderen Seite der Tischplatte vorbei.

Ich lächelte kalt, als ich noch einen Schritt vorging. Jetzt war ich nah genug.

»Hier spielt die Musik, Freund!«

Das Skelett hörte meine Stimme, trotz des Krachens der Schüsse, wirbelte herum und warf sich gleichzeitig nach hinten, wobei es auch noch sein Gewehr hochriß.

Ich folgte der Bewegung mit dem Waffenlauf.

Dann drückte ich ab.

Ein Feuerstrahl wischte aus der Mündung. Die Kugel traf haargenau den Schädel des Knöchernen und zertrümmerte ihn.
Das Skelett aber verging. Aus seinen Knochen wurde gelbgrauer Staub, wie auch bei den anderen.
Ich stand auf.
Wo steckte Baxman?
Das fragte ich auch die anderen.
Lionel Finch erhob sich ächzend aus seiner knienden Stellung.
»Er ist verschwunden.«
»Hat einer gesehen, wohin?«
»Nach draußen nicht«, meinte Lionel.
Da meldete sich der Wirt. »Ich glaube, er ist wieder zurückgelaufen.«
»In den Stall?« fragte ich.
»Vielleicht.«
»Okay, das haben wir gleich.« Ich warf Lionel die Beretta zu. »Sie ist mit geweihten Silberkugeln geladen. Können Sie damit umgehen?«
»Ja.«
»All right, dann beschützen Sie die anderen.« Ich lief nach diesen Worten sofort los.
Neben der Theke passierte ich die Tür, hinter der auch der Gang lag, durch den man zu den Reitställen gelangte. Es gab zusätzlich eine Treppe zum Dach.
Zum Stall schien Baxman nicht gelaufen zu sein, denn plötzlich vernahm ich über mir Geräusche.
Und im selben Augenblick die schweren, wuchtigen Axtschläge.
Baxman war also oben!
Okay, ich ging vor.
Nur mit meinem Kreuz bewaffnet, während Baxman sich mit der Axt verteidigen konnte.
Stufe für Stufe überwand ich, gelangte an den ersten Absatz und sah ihn. Er hatte mit seiner blutbefleckten Mörderaxt einen Teil des Geländers abgeschlagen, wuchtete das Stück Handlauf hoch und schleuderte es mir mit aller Kraft entgegen…

***

Das Holz flog quer heran. Und wenn es mich traf, würde es mich glatt von der Treppe reißen.
Ich ging auf Tauchstation, fiel flach nach vorn, und das Holz wischte über meinen Körper hinweg. Unten polterte es dann zu Boden und knallte noch gegen die Tür.
Die Sekunden hatten Baxman gereicht. Er machte kehrt und floh.
Ich mußte erst den zweiten Absatz hoch, aber diesmal nahm ich drei Stufen auf einmal.
Zwei Atemzüge später war ich oben.

Von Baxman war nichts zu sehen. Dafür ein leerer Gang, an dessen Ende ich eine Holzleiter sah, die zu einer Dachluke führte.

Und soeben verschwand Baxmans Bein durch die Luke.

Ich sprintete los – und kam zu spät, denn Baxman zog soeben die Leiter hoch und knallte noch die Luke zu.

Hätte ich wenigstens die Beretta gehabt, dann hätte eine Kugel ihn einholen können, aber so sah ich dumm aus.

Ich hörte ihn über mir rumoren.

Wahrscheinlich würde er aufs Dach klettern.

Sollte er, denn von dort mußte er irgendwann auch wieder herunter. Mir kam eine andere Idee.

Ich stieß die Nachbartür auf, gelangte in einen kleinen Schlafraum mit geblümter Tapete und lief sofort zum Fenster. Es war ein schmales Quadrat und in zwei Hälften geteilt. Ich ging davon aus, daß Baxman an der Rückseite des Hauses zu Boden springen würde, wenn er es riskierte.

Das Fenster klemmte etwas, aber ich ließ nicht locker – und schaffte es.

Dann horchte ich auf.

Schritte über mir. Ein Untoter wie Baxman konnte einfach nicht leiser gehen, er trampelte über das Dach, die Pfannen knirschten unter seinen Tritten.

Ich drehte meinen Körper so, daß ich mit dem Rücken auf der Fensterbank lag.

So schaute ich in die Höhe.

Das Dach stand etwas vor. Deutlich sah ich die neu angebrachte Regenrinne, die alusilbern schimmerte.

Und ich entdeckte die Bewegung.

Baxmann befand sich am Rand.

Im nächsten Augenblick schob sich sein Oberkörper langsam über den Dachrand. Baxman lag auf den Ziegeln. Seine mörderische Waffe hielt er immer noch fest.

Ich von unten – er von oben.

Wir schauten uns an.

Für ein, zwei Sekunden fraßen sich unsere Blicke ineinander.

Dann stieß Baxman einen urigen Schrei aus, hob den rechten Arm und wollte mir das Beil ins Gesicht schleudern.

Das Beil wuchtete heran. Die scharfe Klinge wurde von einem letzten Sonnenstrahl getroffen und blitzte auf. Das bemerkte ich noch, als ich dabei war, mich zurück in das Zimmer zu katapultieren.

Das Beil raste vorbei, klirrte gegen die Haus wand und trudelte zu Boden.

Ich war mit dem Rücken gegen das Bett geprallt und hockte so, daß ich das Fenster im Blickfeld hatte.

Ein Schatten flog vorbei.
Baxman war gesprungen.
Ich hechtete wieder zum Fenster, lehnte mich hinaus, und sah, daß sich der Untote am Boden ein paarmal überschlug.
Ich packte das Kreuz an seinem Ende, holte weit aus und schleuderte es auf Baxman zu.
Er kam gerade hoch, die Zielfläche wurde noch größer, und dann hämmerte das Kreuz in seinen Rücken.
Die Wucht trieb Baxman nach vorn. Er stolperte zwei, drei Schritte, ich hatte schon Angst, daß er es trotzdem noch schaffen würde, als er zu taumeln anfing.
Dann tauchte plötzlich Lionel Finch vor ihm auf.
Die Beretta hielt er mit beiden Händen fest.
Und er schoß.
Er feuerte so lange, bis keine Kugel mehr im Magazin steckte.
Baxman wurde hin- und hergeworfen, er riß die Arme hoch, schrie gellend, drehte sich im Kreis und brach zusammen.
Er blieb liegen.
Lionel Finch winkte mir zu.
Ich winkte zurück.
Dann ging ich mit zitternden Knien die Treppe hinunter.

***

Man hatte den Toten zugedeckt. Niemand wollte den schrecklichen Anblick ertragen. Ein Opfer hatte Baxman bekommen. Genau eins zuviel.
Lionel Finch stand noch immer draußen.
Er sah zu, wie der Körper des Untoten verging und zu Staub wurde. Ein alter Fluch war beendet.
Die anderen kamen auch. Cora warf sich in Lionels Arme. Sie weinte vor Glück, wie auch die Wirtin.
Dann mußte ich erzählen. Ich tat es mit knappen Worten und rief anschließend die Polizei an. Sie sollten den toten Gavin Nesbitt wegschaffen.
»Wie kann so etwas entstehen?« fragte mich Lionel Finch, als wir wieder in der Gaststube saßen.
Ich hob die Schultern. »Fragen Sie mich nicht. Ich weiß es auch nicht.«
Er nickte gedankenverloren und streichelte Coras Hand. »Aber ich weiß jetzt, daß es zwischen Himmel und Erde verdammt viele Dinge gibt, von denen wir keine Ahnung haben.«
»Sie sagen es.« Dann wechselte ich das Thema. »Sie beide träumen doch jetzt von etwas anderem.«
Cora Bendix schaute mich groß an. »Und wovon?«

»Von der Ehe, Miß Cora. Schließlich haben Sie über 300 Jahre warten müssen.«

»Das stimmt«, lachte das Girl und strahlte ihren neu gewonnenen Lebenspartner an…

ENDE